

Die „Volkswacht“ erscheint täglich Nachmittags außer Sonntag und ist durch die Expedition, Rusa Gumpenstr. 24, durch die Post und durch Telephonate zu beziehen. Preis vierteljährlich M. 2.50, pro Woche 20 Pf. Postzeitungsliste Nr. 6170.

Volkswacht

für Schlesien, Posen und die Nachbargebiete.

Abbestellungspreis: 10 Pfennige. Bestellen Sie die nächste Nummer nicht vor dem 1. September 1904. Expeditionen abgeben werden.

Telephon Nr. 1206.

Organ für die werksfähige Bevölkerung.

Telephon Nr. 1206.

Mit der illustrierten Beilage „Die neue Welt“.

Nr. 192.

Mittwoch, den 17. August 1904.

15. Jahrgang.

Von Gottes Gnaden.

In der bürgerlichen „Königlichen Volkszig.“ plaudert einer über allerlei Fürstenoriginale. Einiges von diesem Beiträge zum Gottesgnadentum wird auch unsere Leser interessieren. Zwar stammen die Geschichten alle aus der „guten alten Zeit“, aber wer weiß, was die Leute über viele spätere „Fürstenoriginale“ schreiben werden, wenn unsere Zeit „gut“ und „alt“ geworden ist.

Der Herzog Karl von Braunschweig, der durch die Revolution aus Braunschweig vertrieben wurde und im Ausland gestorben ist. Er war als junger Herzog nur einer Wunsch, seine Beamten zu quälen, ihre Bezüge zu kürzen und sie zu beleidigen. In seinen Mitteln war er unheimlich erfinderisch und nahm zuweilen einen humoristischen Ausschweifung. Einen Prediger, den er bei einer heuchlerischen Liebedienerei erlappt hatte, strafte er, indem er ihn zum Mittagessen einlud und dann die Einladung vergaß. Jener Würdenträger wartete mit christlicher Geduld in einem Nebenzimmer, wo sich zufällig weder ein Sofa, noch ein Stuhl, noch irgend sonst etwas zum Sitzen Dienliches befand, von 3 Uhr Mittags bis 3 Uhr Morgens, wurde dann von einem Lakaien aufgefunden und schließlich hungrig nach Hause. Einen Hofrat, der sich mehr durch langweilige als gebiegene Ausarbeitungen auszeichnete, ließ der Herzog in seinem Zimmer postieren. So oft nämlich jener eine Ausarbeitung lieferte, die dem Herzog nicht gefiel, drehte er dieselbe zu einem Fiddibus, zündete sie an und der Rat mußte hinüberpringen. Der Herzog stand im Anfang der zwanziger Jahre, als er sich diese Scherze erlaubte. Andere Fälle werden berichtet, wo er eine Lust am Beinigen und unfürsichtigen Geiz verriet. Wie soll man es nennen, wenn er seinem Leibarzt verbot, der Frau eines freisinnigen Edelmannes den nötigen Beistand zu leisten, wie, wenn er gebrechliche oder verkrüppelte Offiziere an Spielen teilzunehmen zwang, die ihr Leben bedrohten, wie, wenn er eifernen Schauspielern, die von Paraderollen auf den Tod erschöpft waren, nach dem Fallen des Vorhanges auf der Bühne auf-lauerte, und sie das Stück des Abends von der ersten bis zur letzten Szene noch einmal spielen ließ?

Ein nicht minder seltsamer Herr war Emil August, Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha, der am 17. Mai 1822 starb. Eine seiner wunderlichsten Eigenschaften war die, daß er sich einbildete, schön wie eine Frau zu sein. In Friedrich Försters Nachlaß wird von ihm erzählt, daß er, schon ein Mann von reiferen Jahren, alle Toilettenkünste einer Pariser Modistin darauf verwendet habe, um für eine Schönheit zu gelten. „Es war von ihm bekannt“, so erzählt Förster, „daß er einst als Harfenist in der Leipziger Messe besuchte und in Claffigs Kaffeehaus, in Auerbachs Keller, in der Blauen Mühle und andern Kneipen gute Geschäfte machte. Für gewöhnlich trug er eine blonde Lockenperücke, schielte ganz verzweifelt, war rot und weiß geschnitten. In den Fingern seiner geschnittenen Hände trug er riesige Nägel, so lang, daß man hätte Kämme daraus schnitzen können. Insbesondere erschien Se. Durchlaucht am

Frühstückstisch in vollständiger Damentollette, mit einem Morgenhäubchen von den feinsten Brüsseler Spitzen, Mantille, Spitzenkragen und bergleichen Nermeln.“

Wenn nun solche seltsame Fürstengestalten noch in unser Jahrhundert hineinragten, so darf man sich nicht wundern, noch eigentümlichere im vorigen Jahrhundert zu finden, wo den Fürsten ja noch weit größere Machtbefugnisse zur Seite standen und selbst in den höchsten Kreisen die Bildung oft noch sehr mangelhaft war, und diese vielmehr bei den männlichen Gliedern der Fürstengeschlechter über eine militärische Erziehung häufig nicht hinausging. Von dem als Kriegshelden so populären „alten Dessauer“, dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, der durch die Liebe zur schönen Apothekerin Anna-Diese, die er zu seiner Gemahlin erhob, sich so viele Sympathien in Volkstreifen erwarb, werden gar arge Stückelein berichtet. Daß der junge Herr, als er von der Reise nach Italien heimkehrte, wo er seine Anna-Diese vergessen sollte, zuerst zu dieser hineilte, bevor er seine Mutter begrüßte, mag wohl hingehen, aber er ließ einen jungen Mann, den er bei der Anna-Diese traf — die Fürstinmutter hatte das so angeordnet — einfach nieder. Zahlreiche Geschichten werden von der fürchterlichen militärischen Strenge Leopolds erzählt. Die kleinsten Vergehen gegen die Pünktlichkeit oder militärische Ordnung ahndete der noch nicht 20jährige Regimentskommandeur mit den fürchterlichsten Prügelstrafen, und man erzählt, er habe Nekruten, die ihm gebracht wurden, ohne jede Veranlassung durchprügeln lassen und ihnen dann, wenn sie auf die Frage, weswegen sie Prügel bekommen haben, „wegen nichts!“ antworteten, zugerufen: „Seht ihr wohl, so werdet ihr traktiert, wenn ihr nichts getan habt. Nun könnt ihr ermeinen, wie es euch ergeht, wenn ihr etwas verschuldet habt!“

Diese militärische Strenge aber hatten nicht nur Gemeine, sondern auch Offiziere zu fühlen, die ebenfalls vor Prügel und den ärgsten Schimpfsworten, die in Segenwort ihrer Untergebenen niederregneten, nie sicher waren. Leopold von Dessau kannte nur eine Melodie, die des nach ihm benannten militärischen Marsches, der, von einem Italiener herrührend, später von Regierbeeren in seiner Oper „Das Feldlager von Schlesien“ benutzt und populär gemacht wurde. Nach dieser Melodie sang auch der Fürst, wenn er sich einmal in der Kirche befand, die Kirchenlieder. Freilich ging er in die Kirche nur selten.

Doch immerhin hat der alte Dessauer nicht nur als Feldherr, sondern auch in seinem Lande Gutes gewirkt, was man nicht von allen Landesvätern deutscher Nation des vorigen Jahrhunderts sagen kann. Es waren eben ganz eigentümliche Herren darunter, so zum Beispiel der Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Merseburg, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts über einen Teil des gefegneten Thüringer Landes herrschte, so weit das nämlich bei seinen geringen Geistesgaben möglich war. Er tat denn auch eigentlich weiter nichts, als essen, trinken, spazieren gehen, spielen und schlafen, während die Regierungsgeschäfte seine Gemahlin, eine geborene Nassauerin und eine sehr kluge Frau, übernahm. Bei seinen getreuen Untertanen erfreute sich denn auch dieser Monarch nur geringer Achtung, und

es kam nicht selten vor, daß, wenn er allein spazieren gegangen war, er vollständig ausgeplündert heimkehrte, ohne Perrücke, Hut, Stod, ja oft nur mit dem allernotwendigsten dürftigsten Kleidungsstücke angetan. Zwar hatten seine Kammerjunker den Auftrag, den herzoglichen Bedienten zu begleiten, aber, da sie es satt hatten, sich mit der Strahlen-jugend herumzubalgen, geschah es nicht allzu regelmäßig, und so kamen Dinge vor, wie die geschilderten. Bei der Mittagstafel schloß Serenissimus zuweilen halbe Stunden lang: dann aßen die anderen Herrschaften weiter, und vor dem Plage des Schlafendens türmten sich dann zuweilen sechs bis sieben Schüsseln, die er dann, wenn er erwacht war, um so eifriger leerte.

Nicht ganz so eigentümlich war Markgraf Friedrich Christian von Baireuth, der 1793 zur Regierung gelangte, und immerhin ein Sonderling merkwürdigster Art war. Er kam ganz unvermutet, durch den plötzlichen Tod seines Neffen, zur Regierung. Als er noch Prinz war und gar nicht daran denken konnte, einst zur Regierung berufen zu werden, ereignete sich das folgende: Als er von der Jagd heimkehrte, fand er im Schlosse das Töchterchen des Schlossverwalters Markstaller, Christine mit Namen. „Komm einmal her und laß Dich küssen“, sagte er zu dem Kinde. Dieses gehorchte, der Prinz zügelte seinen Hirschfänger und schwingt ihn über dem blanken Halse der Kleinen. Unglücklicherweise trifft er, wenn auch nicht gefährlich, doch so, daß dem Kinde das helle Blut vom Halse rinnt. Entsetzt taumelt der Prinz zurück, und wie er zuerst einen Scherz auf eine bedenkliche Höhe getrieben hat, überläßt er sich jetzt einem Ausbruch maßloser Selbstanklage und Reue. Er hat seitdem die kleine Christine nicht mehr aus den Augen gelassen, sie ist ihm überallhin gefolgt, er hat sie wie seine Tochter gehalten und ihr einen Einfluß auf seine Person eingeräumt, wie ihn in dem Zeitalter des Absolutismus sonst nur geistreiche oder besonders schöne Frauen auszuüben pflegten. Ein Jahr nach jener fingierten Hinrichtung riß übrigens den Prinzen sein Jähzorn zu einem wirklichen Morde hin, indem er einen auf Dienstreue betroffenen Jagdburschen ohne weiteres niederschoss. Freilich soll er, eigenem Geständnis nach, den Mord aus Eifersucht begangen haben.

Weit schlimmer, als dieser sonderbare Fürst, war Karl Alexander, der letzte Markgraf von Ansbach-Baireuth, an den, da Friedrich Christian keine männlichen Nachkommen hatte, Baireuth überging, der aber wiederum sein Ländchen an Preußen abtrat, da seiner Freundin und späteren Gemahlin, der Lady Craven, das Leben in dem kleinen Baireuth zu einsam war und Karl Alexander mit ihr nach London überfiedelte. Dieser Karl Alexander machte sich den „Scherz“, einen Schornsteinfeger vom Dache herab-zuschleßen, weil seine Maitresse, eben jene Lady Craven, der Wunsch geäußert, den Menschen herunterpurzeln zu sehen. Der die Gnade des Fürsten ansehenden Witwe des so freventlich Ermordeten gab Serenissimus in einem Anstuge landesväterlicher Großmut zur Entschädigung — fünf Gulden.

Auch dieser Fürst gehörte zu jenen deutschen Landesvätern, die ihre Soldaten an die Seemächte Holland und

Vox populi.

Roman von Konrad Telmann.

31] (Kontinuation des Textes)

„In einer Zeitungsredaktion wahrscheinlich. Aber doch wohl nicht in einer sozialdemokratischen, wie die des „Volksboten“. Ich bin ein Mitglied einer Redaktion. Ich könnte Ihnen vielleicht dienlich sein, irgendwo anzukommen. Ich glaube, bei uns gibt es nächstens eine Balan.“

„Das — das wäre ja sehr schön —“ Nur wie ein Laien kommt es über Siegmars Lippen. Er hat die Empfindung, als ob er dem anderen, der ihm da, wie ein Retter in der Not, erscheint, jetzt die Hand zum Dank entgegenstrecken muß, aber er kann sie vom Geländer nicht loslassen, er fühlt, daß er dann hinfallen wird. Ein Schwindel hat ihn gepackt, hält ihn wie mit eisernem Griff fest. Dann wirt ihm jetzt wiederum alles vor den Augen durcheinander.

Da ist der Fremde zu ihm getreten, hat seinen Arm unter den eigenen gezogen und sagt mit warmem, ruhigem Ton in seiner Stimme: „Wir könnten vielleicht über die Sache dort drüben in einer Restauration weiter sprechen. Ich bin den halben Tag unterwegs und so hungrig und durstig, daß ich mich kaum mehr fort-schleppen kann. Wenn es Ihnen also recht ist — Ich weiß hier ganz in der Nähe ein billiges und anständiges Lokal, wo man etwas zu sich nehmen kann.“

„Stimmen Sie sich nur ganz fest auf mich! So! Nur langsam.“ Sie haben sich heute wahrlich ein wenig ein bisschen viel zugemutet. Das Leben bringt das manchmal so mit sich.“

XI.

Eine Viertelstunde später haben die beiden sich in dem kleinen Hinterzimmer einer beschiedenen Restauration gegenüber, ohne daß Siegmars recht zu sagen gewußt hätte, wie das eigentlich zugegangen. Der Fremde mußte ihn wohl geführt, mußte überhaupt ihn durch die Nacht seines Willens oder irgend eine geheime Sympathie, die sich zwischen ihnen beiden herausfindet, körperlich und seelisch wunderbar bezaubert haben. Denn er gehorchte ihm in allem ganz unbedingten, obgleich der Fremde nur immer in sanft zurendendem Tone zu ihm sprach, und als ob das alles, was er sagte, etwas Selbstverständliches sei; zu irgend einem Widerstande wäre Siegmars auch viel zu schwach gewesen. Er fühlte auch, daß alles gut so war, wie bei anderen es anordnete.

Und dann sah er in einem warmen Raum und spürte um noch eine gliederlösende, wohlige Mattigkeit, die ihm das Hirn nicht mehr

lähmt, und daneben einen neuen Strom des Lebens, der ihn durch-rann. Seine Gedanken begannen sich allmählich zu ordnen, er sah wieder klar, er spürte Hunger und Durst. Und der Fremde hatte auch schon dafür gesorgt, daß diese befriedigt werden konnten. Erst als Siegmars gegessen hatte, — mit der Hilfe des Heißhungerers, deren er sich schämte — und als ein auffeigendes Ohnmachtsgefühl, das sich danach einstellte, niedergelämpft war, wachte er wieder alles ganz deutlich, was vorgegangen war. Und nun sah er den Fremden an, der ihm gegenüber saß, ruhig sein Glas anstarrte und noch kein über-sichtliches Wort gesprochen, keine Frage an ihn gerichtet hatte. „Ein merkwürdiger Mensch!“ dachte Siegmars. „Und es ist ganz richtig; er hat mir Augen und mir Gesichtsschnitt. Wie der Zufall manchmal wirkt!“

Er lehnte sich zurück, um den anderen unangenehm betrachteten zu können. Es war ein so angenehmer Ausdruck in diesen Augen. Freilich: traurig waren sie, sehr traurig; aber es war eine milde Trauer darin, etwas Verklärtes, nichts Herbes, Anklagendes oder Verbittertes. Diese Trauer verschönte das edle, vornehme Gesicht nur.

„Wie sind Sie eigentlich darauf gekommen, mich nachzugehen?“ fragte Siegmars plötzlich aus seinem Gedankenlabyrinth heraus. „Denn Sie sind mir doch wohl nachgegangen?“ Der Fremde gab keine bestimmte Antwort auf die letzte Frage, sondern erwiderte nur: „Als Sie aus der Redaktion des „Volksboten“ kamen, hatten Sie ein ganz eigenes Gesicht. Solche Gesichter kenne ich. Es sieht drin etwas wie ein Todesurteil zu lesen. Solche Gesichter habe ich an Leuten beobachtet, die aus Gerichtsverhandlungen kamen, in denen man sie schuldig gesprochen hatte, während sie auf ihrer Freisprechung gerechnet hatten. Solch' Gesicht hab' ich selbst wohl auch einmal gehabt. Aber ich glaube: nicht damals — hier, sondern da draußen, als — nun, das ist lange her.“ Er brach ab, zog ein Zigarrenstücker hervor, bot Siegmars daraus an, und sagte, während er Feuer machte: „Wir wollen also in aller Gemächlichkeit einmal hier über die Idee Ihres Eintritts in eine Zeitungsredaktion sprechen. Sind Sie überhaupt fest entschlossen, gerade solch' eine Stellung anzunehmen?“

„Als ob ich auch noch eine Wahl hätte!“ Siegmars lachte hart auf. Dann fiel ihm in der Frage des anderen etwas auf und er sagte unzufrieden: „Das klingt fast, als ob Sie von mir wüßten — mich kennen — freilich, das ist ja im Grunde auch kein Wunder. Wer kennt mich denn nicht? Den ehelichen Mörder, der nicht zur Verantwortung gezogen werden kann — zumal, wenn Sie in einer Zeitungsredaktion sitzen! Ich bin in letzter Zeit ein berühmter Mann geworden und die Zeitungen haben Kapital aus mir geschlagen. Ich heiße Otterski.“

Der Fremde hatte keine Miene verzogen. Er rachte ruhig vor sich hin, und während sich sein Gesicht ganz in blaue Wolken verdeckte, erwiderte er: „Ja, ich kenne Sie. Und ich heiße Casar Weisberg.“

Es war ohne jede besondere Betonung gesprochen, weder heraus-fordern, noch schüchtern, weder mit Nachdruck noch mit einer stummen Bitte um Verzeihung. Der Zigarrenrauch war verweht und die ruhigen, milden, traurigen Augen Casar Weisbergs' blickten Siegmars an.

Einen Augenblick war Stillschweigen. Dann reichte Siegmars über den Tisch fort dem anderen seine Hand. Er war rot geworden, — nicht vor Belegenheit aber diese völlig unerwartete Gekränkung, sondern vor Scham über sich selber, weil er eine Sekunde lang den Trieb in sich gefühlt hatte, aufzuspringen. „Solche Schanden sind mir alle“, dachte er zähneknirschend. Und er kannte die Geschichte dieses Mannes nicht einmal. Bloß, weil die allgemeine Meinung ihn verdammte und seine Angehörigen sich von ihm losgesagt haben, — diese Angehörigen, die dem leeren Phantom ihrer Standesherrin ihr alles hinopfereten — hatte er schweigend in die Beurteilung dieses Mannes einstimmend wollen, der ihm vor einer Stunde wie ein Retter erschienen war! Und er bellagte sich, daß ihn die Menschen umgeben, nach einem bloßen Gerücht, nach einer Zeitungsnachricht, verdammt! Er wahrlich hatte kein Recht, sich zu betragen, er war nicht besser, als sie alle. In seinem Hinterdum lag ein Verkenntnis und eine Bitte um Vergebung.

Und Casar Weisberg verstand das. Das Rächeln, das ganz leise um seine Mundwinkel glitt, bewies es, — es war ein so süßes, mildest, entschuldigendes Rächeln. Dann sagte er: „Ich will Ihnen mein: Geschichte erzählen. Ich glaube, es ist besser so. Sie wissen genau, mit wem Sie es zu tun haben. Denn ich will Ihnen den Vorschlag machen, in unserer Zeitung einzutreten, wenn Sie überhaupt zum Journalismus übergeben wollen. Wenn Sie mich also hören wollen, — die Geschichte ist nicht lang.“

„Ich bitte Sie darum.“ „Sie wissen von meinen Familientraditionen wohl genug, um sich vorstellen zu können, wie ich erzogen wurde und daß man mich um meine Berufswahl nicht fragte. Ich bin im Kadettenhaus herangewachsen, wo man den militärischen Kaserngeist großzieht und uns in Unkenntnis über alle bürgerlichen Berufsläufe läßt, mit denen wir die Vererbung vererben — vererben sollen, und über die wir uns erheben dürfen. Ich war und werde wie alle anderen. Man drückte unseren Geist und unseren Körper; ich fühlte mich als Angehöriger eines bevorzugten Standes und fand es nur natürlich, daß man uns unsere anmaßende Nichtachtung für die Niemand von uns einen Grund wußte, mit hochendem Haisel vergalt.“ (Fortf. 1.)

England vertrieben der verlaufen, was man damals das „Abstellen von Subsidienverträgen“ nannte. England gabte z. B. während des Krieges mit seinen amerikanischen Kolonien für 1644 Mann Ausbohrer und Dreizehner, unter welchen sich auch der spätere Feldmarschall Slessehaus als junger Leutnant befand, nicht weniger als 308,400 Pfund Sterling für damalige Zeiten schon ein ganz nettes Bündnis.

Dass unter solchen Landesvätern die Menschen wie die Hunde lebten, wird man kaum sagen können, wenn man vernimmt, wie diese hohen Herren im Gegensatz zu ihren Untertanen die Hunde ganz besonders gut behandelten. Der Herzog Karl von Zweibrücken (gest. 1795), der ältere Bruder des Königs Max I. von Bayern, ein großer Nimrod, hielt über tausend Jagdhunde, die in Kompanien eingeteilt waren. Je zwanzig Stück hatten einen Jäger zum Verpfleger, und jeder Hund bekam täglich ein Pfund Fleisch und drei Pfund Brot. Alle waren mit Namen in ein Buch eingeschrieben und in Jümmern (auf dem Karlsberge über dem Städtchen Hornburg) verwahrt. Jeden Morgen musste Bericht über ihr Befinden erstattet werden.

Dass unter solchen Verhältnissen ein Mensch schon ganz besonders vom Glück begünstigt gewesen sein muß, wenn er die Hunde nicht beneiden sollte, ist erklärlich.

Zur See vernichtet.

Eine wichtige Aufklärung

haben die Depeschen des letzten Tages gebracht. Man mußte zwar seit geraumer Zeit, daß bei dem letzten Flottenausbruch der Russen aus Port Arthur die Japaner Sieger geblieben waren, daß der Besatzungsjäger, ein weiteres Linien- und Kreuzer wahrscheinlich gesunken, die Kreuzer und Torpedos zerstört worden waren — ob aber der Rest der Flotte, insbesondere noch 4 Linien- und Kreuzer, das Freie gewonnen hatten, oder nach Port Arthur zurückgeworfen waren, darüber konnte niemand sicheres behaupten. Der letzte Tag hat nun Aufklärung gebracht, wie die folgenden Telegramme zeigen:

Die nach den Seefahrern vom 10. August nach Port Arthur zurückkehrenden russischen Kriegsschiffe sind Dienstag früh aus dem Hafen herausgegangen und werden gemächlich von den Japanern verfolgt.

Der Kommandant der japanischen Flotte teilte den Russen in Port Arthur mit, daß die Stadt mit Schützengraben besetzt werden würde, wenn die Russen in dem Hafen zurückbleiben, und daß die russischen Kriegsschiffe zerstört werden würden.

Die russische Flotte ist Dienstag Abend 9 Uhr nach Port Arthur zurückgekehrt. Ein Zusammenstoß mit der japanischen Flotte ist nicht erfolgt.

Damit ist also festgestellt, daß der Rest der Flotte wieder von den Japanern umzingelt und wahrscheinlich der Vernichtung preisgegeben ist. Wenn die Russen, obwohl sie erneut aus dem Hafen kommen, nicht mehr den Versuch machen, das Freie zu gewinnen, so läßt das auf keine große Beweglichkeit ihrer Schiffe schließen.

Die übrigen Kriegsschiffe.

Der Gouverneur des Liaonichengebietes, Kommandant von See Truppen, meldet aus Tsingtan, daß am 15. August, Morgens, die Deklaration aller im dortigen Hafen liegenden russischen Kriegsschiffe, des Linien- und Kreuzers „Sesawitsch“ und der Torpedos „Beschikow“, „Beschikow“ und „Beschikow“, erfolgt ist.

Nach den letzten Nachrichten des Admirals Togo soll ein russisches Schiff vom Typ „Ballaba“ beim Torpedoschiff in der Nacht zum 10. August gesunken sein. — Eins der größten Schiffe wird tatsächlich vernichtet.

„Daily Telegraph“ meldet aus Tsingtan vom 14. August: Admiral Ratnikowitsch, der schwer am Kopf und an den Beinen verwundet ist, wurde im Hospital zu Tsingtan mit vorzüglichem Erfolge operiert und befindet sich außer Gefahr. Der „Sesawitsch“ ist verfallen.

Einen Telegramm aus Tsingtan zufolge halten die Offiziere des „Sesawitsch“ die Besatzung an, ein japanisches Schiffschiff sei vor aller Augen während der Seeschlacht am 10. August gesunken.

Die Seeschlacht im Norden.

Dunkel Rumors gibt über das Geschehen zwischen dem Japanern und dem Blabimisch-Geschwader am 14. August folgenden Bericht: Bei Tagesanbruch traf unser Geschwader auf der Höhe von Wian an der Südküste von Korea drei Schiffe des Blabimisch-Geschwaders, die nach Süden kämpften. Sobald die Schiffe bemerkt wurden, suchten sie nach Norden zu entkommen, was wir verhindern wollten. Um 5 Uhr 23 Minuten Morgens begann der Kampf. Die feindlichen Schiffe fügten alle mehrere Male durch unsere Schiffe Feuer und haben hauptsächlich zwei getötet, besonders „Kanz“. Schließlich sah der Feind im äußersten Nord nach Norden und ließ den „Kanz“ gehen, der später sank. Unser ganzes Geschwader hat sich glücklich, die erzielenden Russen zu retten und mehr etwa 600 Mann auf.

Nach Kagasaki, 15. August, wird gemeldet: Sechs Sonnentage wurden in sechs Heberlebende vom „Kanz“ gerettet. Ferner hat dort ein japanisches Geschwader mit 66 russischen japanischen Gefangenen ein. Unter ihnen befindet sich Prinz Kojima.

Die verlorene Schiffe.

Der „Sesawitsch“ ist ein Linienschiff von 13,300 Tonnen Verdrängung mit zwei Torpedos, von denen das mittlere als Hauptgeschütz bis zum Verfall der Torpedosystem ist. Das Schiff ist 118 Meter lang, 23 Meter breit und hat 73 Meter tief. Die 15,000 Kubikmeter Verdrängung geben ihm 19 Seemanns Geschwindigkeit. Seine Kräfte betragen 4,305 Seemanns, 22 1/2 Seemanns, 20 7/8 Seemanns, 20 4/7 Seemanns, und 27 1/2 Seemanns-Geschwindigkeit, die Verdrängung beträgt 732 1/2 Tonne.

Der bei Tsingtan gesunkene Kreuzer „Kanz“ war der größte und langsamste der drei Kreuzer des Blabimisch-Geschwaders. Bei einer Verdrängung von 11,000 Tonne war er 130 Meter lang, 24,4 Meter breit und hat 23 Meter tief, hatte zwei Geschwader, wovon die hinteren je zwei hatten, und 13,600 Kubikmeter Verdrängung. Seine Kräfte betragen 4,305 Seemanns, 22 1/2 Seemanns, 20 7/8 Seemanns, und 27 1/2 Seemanns-Geschwindigkeit, die Verdrängung beträgt 683 Tonne.

Vor Port Arthur.

Der „Daily Mail“ wird aus Tsichifu gemeldet: Eine am 18. August aus Port Arthur abgegangene Dampfschiff berichtet, die Japaner hätten das Fort Hamlungshun erobert, welches nur 1 1/2 Kilometer von Port Arthur entfernt liegt. Die Dampfschiff meldet ferner, daß vier stark beschädigte Linienschiffe zusammen mit kleineren Schiffen nach Port Arthur zurückgekehrt seien. (Die oben erwähnten. D. Red.)

Nach einer Meldung aus Tsichifu haben die Japaner Takuschan jetzt endgültig wieder erobert und beherrschen mit ihrem Feuer die östliche Front vor Port Arthur.

Nach amtlichen Nachrichten hat die russische Garnison vor Port Arthur vom 8. bis 10. August an Toten 7 Offiziere und 248 Soldaten, an Verwundeten 35 Offiziere und 1553 Soldaten verloren. Verschollen sind ein Offizier und 83 Mann.

Bericht eines Augenzugehen.

Ein Kapitän Dost, der sich an Bord des nach Tsichifu gesandten und dort später von den Japanern weggenommenen russischen Zerstörers befand, erzählt am 11. daß der Kampf vor drei Tagen bei Port Arthur außerordentlich blutig war. Die japanische Infanterie machte rücksichtslos tapfere Bajonetttouren, und die Russen traten diesen in gleicher Weise entgegen. Überall wurde Stahl gegen Stahl gekämpft und ganze Regimenter wurden vernichtet. Die Russen waren von dem schweren Dienst so ermüdet, daß die Leute vor Erschöpfung neben ihren Geschützen niederfielen. General Stöfel ritt an der Kampflinie entlang und beschwor sie zu Gottes und des Vaterlandes Ehren tapfere Männer zu sein. Bei Tagesanbruch konzentrierten die Japaner ihre Kräfte zu einem letzten Angriff und warfen die Russen zurück. In einer beschleunigten Stellung kamen von 200 Mann nur zwei mit dem Leben davon. Mehr als die Hälfte erlag der Erschöpfung. Am Dienstag machten die Russen einen heimlichen Angriff. Sie trafen zwischen den Feiern auf den Bergabhängen hinan. Die erste Linie stürzte sich sodann auf die japanischen Vorposten und es entstand ein Handgemenge. Gleichzeitig eröffnete die russische Flotte mit ihren Geschützen von 12 und 6 Zoll das Feuer und schließlich war Takuschan wieder in den Händen der Russen, die jetzt die ganze Garnison besetzt halten. (Inzwischen von den Japanern zurückerobert. D. Red.) Das Gemenge wird als sehr heftig beschrieben. Die Stärke der Japaner wird auf 100,000 Mann geschätzt und ist vor kurzem noch vergrößert worden. Tag und Nacht wird gekämpft. Die Japaner werfen Granaten in die Stadt und die Feuerwehr muß stets bereit sein, entzündete Feuerbrände zu löschen. Es sind nur noch wenige Privatleute in Port Arthur, und die Arme von Flüchtlingen hat aufgehört. Der Korrespondent des „Daily Telegraph“, dem Kapitän Dost dies erzählt, ging an Bord des russischen Zerstörers. Er traf dort den 1. Offizier, umringt von den Offizieren des deutschen Kreuzers und seinen nachrückenden Kanonen. Der Offizier erzählt, daß die japanische Flotte sich auf einen Nahkampf nicht einläßt, aber sehr gut organisiert sei und einen reichlichen Munitionsvorrat habe. Die russischen Zerstörer hätten sich den Hafen verlassen, und seien bis auf Schwere an die japanischen Schiffe herangefahren, ohne endgültig zu werden. Der „Kanz“ habe sich nach Tsichifu geschickt, weil seine Maschine in Unordnung geriet. Er hätte die Absicht gehabt, wieder nach Port Arthur zurückzukehren.

Aufseiner Meldung aus der Mandchurie.

Eine Mitteilung des russischen Generalstabes besagt: Nach den letzten Nachrichten ist in der Lage der kriegsführenden Armeen in der sibirischen Mandchurie keine Veränderung eingetreten. Die Bewohner klagen über Gewalttaten der Japaner und verlassen deshalb die Dörfer.

Kleine Kriegsnachrichten.

Gegen die Entsendung des Kriegengerichts in Blabimisch bezüglich des „Dampfs“ „Thea“ ist dem „Zur Tagblatt“ zufolge Verfügung eingeleitet worden.

Die Schwarzenmeer-Flotte. Zur eine brüchig an ihn gerichtete Anfrage erklärte Vizeadmiral Balfour, die Regierung habe Grund zu glauben, daß seine Schiffe mehr das Schwarze Meer verlassen würden, die als Kreuzer verwendet werden sollten, und daß ferner keine weiteren Schiffe mehr in den Grund geholt werden müßten.

Politische Hebericht.

Ein Delegierter zum Amsterdamer Kongress nach Sibirien transportiert. Wie zur Ironisierung der geringen, bisher unbedeutenden Nachrichten über Reformen in Russland scheint folgende Meldung bestimmt, die von Amsterdamer aus verbreitet wird:

Die Meldung wird, hatten auch die Sozialdemokraten Finnlands ein Telegramm gewährt. Dem hier selbstverständlich im geheimen verhaltenen Wahl muß die russische Polizei Kenntnis erhalten haben. Denn als der Delegierte nach Amsterdamer fahren wollte, wurde er verhaftet und sofort auf abweisendem Wege nach Sibirien deportiert.

Diese schändliche Tat wird die Hochachtung der ganzen Welt vor dem zaristischen nicht heigern und den Verfall der Despotie nicht aufhalten.

Der „Breslauer General-Anzeiger“ fühlt sich verpflichtet, anlässlich des Kongresses eine Verabredung unserer Genossen zu veröffentlichen. Die dummdreie dieser Bericht ist, geht daraus hervor, wie andere bürgerliche Blätter die Genossen beurteilen. Wir lesen zum Beispiel in kirchlichen Zeitungen:

Es kommen zu uns, daß die Sprechenderkündigung eine vorzügliche ist. In der Hauptsache trägt Herr Frau Clara Zetkin bei. Dem Zetkin ist ein langer Zeit Mitglied der Sozialdemokratischen Partei der deutschen sozialdemokratischen Partei und wohnt in Stuttgart bei „Gleichheit“. Wegen der sozialistischen Freunde. Dem Bericht nach ist er ein großer Redner. Er hat in Paris und Genf viel und überredet mit einer gewissen Fertigkeit dem französischen und deutschen und englische, aber auch ungarische.

Die „General-Anzeiger“ verfallen allerdings die Sache besser. — Dem heutigen Kongressbericht haben die Leser in der Beilage.

Die Bierverteilung. Auch die „Hamburger Nachrichten“ bestätigen jetzt, daß die von den Regierungsgenossen „Reform“ der Biersteuerung nicht nur auf die Erhöhung dieser Steuer zielt, sondern zugleich auf die Erhöhung der Erträge. Es läßt sich nicht sagen, daß das Blatt immer wieder zu versichern, daß eine solche Erhöhung nicht beabsichtigt werde; denn jedermann weiß, daß sehr wenig Aussicht sei, den Mehrbedarf des Reichs durch das demnach zu erwartende Mehreinkommen der Biersteuer decken zu können, daß also auf eine ungezügelter Benutzung der im Besitz des Reichs befindlichen Bierquellen Bedacht zu nehmen sein werde, und niemand versteht sich, daß unter diesen Quellen das Bier in erster Linie sei.

In absehbarer Zeit werde demnach allerdings der Plan einer ergiebigeren steuerlichen Ausnutzung des Bieres wohl greifbare Gestalt gewinnen.

„Jedermann weiß“, daß die Reichsfinanzen ausgetrocknet sind wie die deutschen Flüsse in dieser Sommerdürre. „Jedermann weiß“, daß zur Auffüllung des Reichsfinanzstromes der neue Zollquell nicht reicht, da zugleich neue militärische und marineische Saugapparate aufgestellt werden sollen. „Jedermann weiß“, daß die Patrioten der „Hamburger Nachrichten“ nicht entfernt geirrt haben, die Noilage der Reichsfinanzen aus dem Quell zu heilen, der überreichlich strömen würde, wollte man ihn eröffnen, aus dem Quell einer gerechten Reichs-Verordnung, Reichserbschafts- und Reichs-Einkommensteuer.

Also muß das Bier bluten. Da hat man auch den Vorteil, daß dem Junkerfusel reichlicher Absatz gesichert wird!

Im 20. sächsischen Reichstagswahlkreise, Zschopau-Marientberg, sind die Genossen sehr rührig an der Agitation und dem Ausbau der Organisation, um die bei der letzten Nachwahl erlittene Schlappe wieder gründlich bei den nächsten Wahlen auszuweichen. Nachdem schon seit Ostern eine Reihe von Versammlungen im Wahlkreise stattgefunden, fanden am Sonnabend und Sonntag wiederum vier Versammlungen statt. Reichstagsabgeordneter Sindermann-Dresden sprach am Sonnabend in Zschopau, wo wir seit einigen Wochen einen großen Saal erobert haben, und am Sonntag in Gerold. Beide Versammlungen waren ausgezeichnet besucht und die Stimmung der Teilnehmer eine vorzügliche. In ebenfalls stark besuchten Versammlungen sprach Genosse Paul Göhre am Sonnabend in Heidersdorf und am Sonntag in Dittmannsdorf. Am Montag sprach er in Deutsch-Neudorf. Demgegenüber finden in den nächsten Wochen wiederum eine Anzahl Versammlungen statt, sodaß man hoffen darf, daß die Organisation eine Stärke erlangen wird, die in Zukunft solche Schläge wie bei der letzten Nachwahl unmöglich machen wird.

Der längst erwartete Entscheidungskampf gegen die Herero am Waterberg ist endlich aufgefunden worden.

Die recht beträchtlichen Verluste der deutschen Truppen zeigen, daß die Herero ihnen den Sieg nicht leicht machten. General von Trotha meldet aus Samakari:

Major von Mühlens hat für den mit seinem Pferde geführten Oberleutnant Müller dessen Abteilung übernommen. Die von der Abteilung Deimling zurückgeworfenen Hereros standen unter Mühlens und wurden aus Dammwerre vertrieben. Die Abteilung erzwang sich durch Dammwerre vorwärts, den Fuß und nahm am Abend die verlassene Station am Waterberg. Diese wird zur starken Militärstation für Stappenswehr eingerichtet. Alle Abteilungen verließen dem wiederholt noch bei der Dunkelheit angreifenden Feinde gegenüber in vollster Gefechtsbereitschaft. Die Abteilung Deimling setzte am frühen Morgen des 12. August den Marsch auf Samakari fort, wo sie 9 Uhr Vormittags eintraf. Der Feind, der mit außerordentlicher Zähigkeit kämpfte, erlitt trotz sehr gewandter Aufstellung im dichtesten Dornbusch schwere Verluste. Tausende von Sich wurden erbeutet. Die Hauptmasse des Feindes zieht nach Osten, wohin ich ihm den Abzug mit den vereinigten Abteilungen Deimling, von Mühlensfeld und von der Höhe verlegen werde, wobei die Abteilung von Ghorff von Norden mitwirkt. Die Abteilungen von Fiedler und Volkmann, welche an dem gestrigen Kampfe teilnahmen, verhindern ein Ausweichen des Feindes in nördlicher und nordwestlicher Richtung. Die Truppen kämpften unter größten Anstrengungen und Entbehrungen mit höchster Bravour.

Mit den Vermissten beträgt der Verlust der Deutschen annähernd 100 Mann. Das beweist, mit welcher Hartnäckigkeit auf beiden Seiten gefochten worden ist.

Der Nachrichtenbericht ist offenbar mit Schwierigkeiten verknüpft; sonst hätte die Depesche Trothas nicht vier Tage gebraucht, um nach Berlin zu gelangen. Sind diese Schwierigkeiten auch die Ursache dafür, daß noch nicht die Namen der gefallenen und verwundeten Mannschaften hierher gemeldet wurden? Hoffentlich wird das bald nachgeholt, denn die Angehörigen der in Südwestafrika kämpfenden Unteroffiziere und Mannschaften haben daselbe Recht, von dem Schicksal der Ihrigen benachrichtigt zu werden wie die der Offiziere.

Welches die Kräfte sind, über die der Feind noch verfügt, läßt sich natürlich auch nicht einmal annähernd feststellen. Nach einer Berechnung des „Militärwochenblattes“ wären auf dem Waterbergplateau 30,000 Herero mit 50,000 Stück Großvieh und 120,000 Stück Kleinvieh auf einer Weidefläche von 100,000 Hektar zusammengedrängt gewesen. Ueber die Zahl der Herero-Krieger war man immer sehr ungenau orientiert. Der Engländer Wallace gab an 2000 Krieger mit Gewehren. Ein Teilnehmer schätzte im Gefecht bei Duiombo 500 Herero mit Gewehren und 800 andere Erlogente. Oberst Leutwein gab nach Dnganjira 3000 Gewehre an; Major v. Glasenapp meldete dem General von Trotha 6000 Gewehrträger. 6000 Kriegerleute, zur Hälfte mit Gewehren, zur Hälfte mit Kirris und Speeren bewaffnet, sind also wohl anzunehmen. Wieviele davon abgesprengt worden sind, und wie groß die Hauptmacht ist, die sich nunmehr nach Osten hin durchzuschlagen versucht, ist natürlich völlig ungewiß.

Afrikanische Verwilderung.

Einer der südwestafrikanischen Anführer, welche soeben vor dem Kaiser ihre Wünsche geäußert haben, ist daran gegangen, auch schriftstellerisch die deutsche Kolonialpolitik in die rechten Bahnen zu weisen. E. Schlettwein veröffentlicht eine Broschüre, in welcher er schreibt:

Wir sehen heute mit unserer Kolonialpolitik am Scheidewege, nach der einen Seite das Ziel: Geländer Geobismus — vorkolonialisieren, nach der anderen Seite: Unübersichtliche Menschheit und vager Idealismus — unvernünftige Geschäftsbücherei. Die Hereros müssen jetzt zunächst befreit gemacht werden, es darf nicht geduldet werden, daß sich wieder sogenannte Kapitäne an die Spitze stellen. In diesem Zweck müssen die jetzigen Schutzinspektoren befreit werden: die Wäzner, als Säule für die nicht zu bekräftigenden Grunelaten mit dem Tode bedroht, die Weiber, wiewohl die Schwächen der Kapitäne und deren Kinder, in Staatsgewalt wahrhaft abgeführt werden; denn das Volk muß nicht nur als solches unmöglich gemacht, es müssen auch alle, jedes Rationalgefühl wieder erweckenden Faktoren beseitigt werden. Man muß den Herero jetzt zur Arbeit zwingen, und

noch zunächst zu einer Arbeit ohne Entschädigung, nur für Ver-
dächtigung. Sache der Regierung ist es, für Arbeit zu sorgen, und
ein Armutsgeld würde es für diese sein, wollte sie sagen: In der
Kolonie ist keine Beschäftigung. . . Sollte wirklich für die große
Menge des Volkes doch nicht genügend Arbeit vorhanden sein, so
mag man die Leute getrost als Plantagenarbeiter in unsere tropischen
Kolonien, eventuell auch nach Südamerika in die Minen abgeben.
Eine jahrelange Zwangsarbeit ist nur eine gerechte Strafe
und dabei die einzig richtige Erziehungsmethode.

Das Gefühl christlicher Nächstenliebe sowie die Agitation
der durch sie geleiteten Missionen muß zunächst mit aller
Energie zurückgewiesen werden. Was die mehr denn 60-jährige
Arbeit der Pereromission für einen Erfolg gehabt hat, hat jetzt die
Welt gesehen. Gerade die sogenannten christlichen
Pereromissionen haben in vielen Fällen die unaußersprechlichen Kollapsen
und Schandungen an ihren Opfern verübt. Selbst die ältesten
Missionare haben es nicht verhindern können, daß vor ihren Augen
Leute, die sich zu ihnen gesücht haben, ermordet wurden. Trotzdem
aber darf man nun nicht, wie es geschehen ist, den Missionaren allein
die Schuld am Zustand zuschieben oder dieselben gar der Verräterei
beschuldigen wollen, weil sie, wie man schrieb, ruhig in ihren Häusern
sitzend geblieben sind.

So schreibt ein Mann, der loben die Humanität des
deutschen Volkes anrief, daß es reichlich Mittel bewillige für
die geschädigten Anstiedler. So zeigt sich die Geistesverfassung,
die in der kolonialen Wirtschaft herangezogen wird. Alles
was Zivilisation ausmacht und was hier zu Lande doch
wenigstens im Wort als hoch und heilig verkündet wird,
wird verhöhnt und verstoßen. Hoch und heilig verkündigt
man als wertvolle Güter des deutschen Volkes: National-
gefühl und Christentum. Und der deutsche Kolonialist
erklärt: alles, was das Nationalgefühl erwecken kann, muß
beseitigt werden! Er versteigt sich zu der ungeheuerlichen
Lächerung: Das Gefühl christlicher Nächstenliebe
muß mit aller Energie zurückgewiesen werden!

So führt der „gesunde Egoismus“ der „praktischen
Kolonisation“ zum entsetzlichen Bekenntnis der Verwilderung.
Das Bekenntnis wirkt um so entsetzlicher durch die
Offenheit, in welcher es abgelegt wird.

Alles mit richtigen Dingen zugegangen. Zum Königs-
berger Geheimbundprozess macht der „Vorwärts“ folgende Mit-
teilung: Am 26. April 1904 ging an den Sozialdemokraten
Braun in Zürich folgendes Telegramm ab: Braun Zürich. Part
Braun, Nowagroski, Treptan aufgehoben. Brief folgt. Reiber.
Dieses Telegramm sei dem Staatsanwalt übergeben worden, der in
die Akten schrieb, man müsse prüfen, ob und event. durch welches
Beamten Indiskretion der gerich. Beschluß bereits vor 12 Uhr
40 Minuten dem Abänder. Reiber bekannt geworden ist. Der
Staatsanwalt sei dann durch den Untersuchungsrichter beschuldigt
worden, der ihm mittelst „eine Indiskretion irgend eines Beamten
sei vollständig ausgeflohen“; es sei alles mit richtigen Dingen zu-
gegangen.

In einer Disziplinarkonferenz sind in Jülich eingetroffen:
Kardinal-Bischof Dr. Kopp-Breslau, Kardinal-Fürst-Bischof
Erzbischof Dr. Müller-Freiburg, und die Bischöfe Dr. Formig-Trier,
Dr. Dingeldey-Münster, Dr. Will-Rimbürg, Dr. Thiel-Grünland,
Dr. Schneider-Paderborn, Dr. Hof-Düsseldorf, Dr. Rosenreiter-
Kulm, Dr. Wilms-Polen und Feldpropst der Armee Bollmar.

Zur Frage der Feuerbestattung in Hamburg hat der
dortige Senat ein Gesetz publiziert, wonach die Beisetzung von
Achtzigjährigen Feuerbestatteter sowohl in den Familien- wie Genossen-
schaftsgräbern gestattet ist. Die Beisetzung kann in Urnen erfolgen.

Inland.

Ein junger Jarewitsch ist in jeder Hinsicht „teuer“ als
eine Großfürstin. Bei der Geburt einer Großfürstin werden dem
Accoucheur 25.000 Rubel ärztliches Honorar ausbezahlt. Die Geburt
des Jarewitsch jedoch bringt dem glücklichen Dr. Ott ein Honorar
von 100.000 Rubel ein. Auch der Jarewitsch selbst wird sofort nach
der Geburt zu einem reichen Menschenkind gemacht; der Minister des
Hauses hat ihm 1 Million Rubel als Morgengabe darzubringen.
Wenn nun noch die Verdammung eine gute ist, so ist das Glück des
Jarewitsch fertig.

Plchwes Mörder. Wie ein Drahtbericht aus Krakau meldet,
wird dortigen polnischen Blättern aus Petersburg berichtet, daß es
der russischen Polizei gelungen sei, die Identität des Mörders
Plchwes in unanfechtbarer Weise festzustellen: er heiße Jwan
Borowos und sei Student der Charlower Universität. Das
Attentat wurde von einem unter den Studenten der Charlower Uni-
versität bestehenden revolutionären Geheimbunde beschlossen und
durchgeführt. In Charlow wurden zahlreiche Verhaftungen vor-
genommen und die Beschäftigten nach Petersburg gebracht.

Einer Petersburger Meldung zufolge ist der Gardelapitän
Zweginski, der bei dem Attentat auf den Minister Plchwe schwer
verwundet wurde, zum Flügeladjutanten des Zaren ernannt
worden.

Kaiser Franz Josef ist am Bahnhof in Marienthal mit
dem König Edward von England zusammengetroffen.

Die Sprache der Gottlosen. Deutsch — eine Sprache der
Gottlosen, so verkündete der Kaplan von Jattar, Vater Horat, am
Wallfahrtsort in Holstein in Wahren. Nach längerer Schilderung
der Schönheit der heiligen Cyril- und Method-Sprache sagte Horat
in seiner Predigt, daß die tschechische Sprache allein die göttliche
Sprache guter Katholiken ist (gesamtheitlich spricht Gott nach der An-
sicht der polnischen Geistlichkeit nur — polnisch!), die deutsche ha-
gegen eine Sprache der Gottlosen. Die tschechischen Eltern dürfen
nicht gestatten, daß ihre Kinder deutsch lernen, denn das ist eine
Sünde; sie dürfen in Gegenwart der Kinder ja nicht deutsch sprechen,
dürfen mit Deutschen nicht verkehren, nicht an deutschen Messen
gehen usw.“ So ging es eine häßliche Weile fort. Schließlich
sollten die Buhdler feierlich geloben, in diesem tschechisch-
christlichen Sinne zu leben und zu wirken.

Lokales und Provinziales.

Breslau, den 17. August.

* Vom Bundestag der Deutschen Tapezierer-
Meister. Dienstag Vormittag wurden die Verhandlungen
fortgesetzt, die Präsenzliste wird festgestellt. Es sind
30 Innungen mit 189 Stimmen vertreten. Die Revisions-
kommissionen beantragen Entlastung des Vorstandes, dieselbe
wird erteilt. — Obermeister Schneider referierte über
die Alters- und Invalidenversicherung der selbständigen Handwerker
selbständiger Handwerker.

Es sei der ideale Wunsch des Handwerkers, für sein Alter eine
Pension zu besitzen. Zwar stehe den Handwerkern das Recht zu,
sich selbst zu versichern, aber von diesem Recht werde nur wenig
Gebrauch gemacht. Das Bedürfnis einer Versicherung bestehe für
alle Handwerker, so müge energisch für eine staatliche Zwangs-
versicherung eingetreten werden. Referent beantragt folgende
Resolution:

Der 18. Verbandstag wolle den Vorstand des Bundes beauf-
tragen, mit den übrigen Verbandsvorständen Fühlung zu nehmen,
zum gemeinsamen Vorgehen an die Reichsregierung mit dem Er-
suchen, baldigst dem Reichstage die Vorlage eines Gesetzes betreffend
die Alters- und Invalidenversicherung der selbständigen Handwerker
anzugeben zu lassen.

Obermeister Mehuert-Dresden spricht gegen den Antrag.
Das Handwerk habe so wie so große Lasten, es könne sich nicht selbst

noch mehr belasten. Es gebe genug Privatversicherungen, bei denen
sich die Handwerker versichern können. Die Opfer, die zu bringen
wären, wären mit den Vorteilen der Zwangsversicherung in einem
Mißverhältnis stehen. Die Rechte würde nur eine ganz minimale
sein. Nachdem noch andere Vertreter für und gegen gesprochen
hatten, wurde die Resolution angenommen.

Obermeister Schenl-Leipzig stellte den Antrag, zu beschließen,
beim Reichsversicherungsamt vorstellig zu werden, das ge-
samte Tapezierergewerbe einer Berufsgenossen-
schaft zu überweisen — wenn irgend angänglich — der Bau-Berufsgenossen-
schaft. Die Kaiserliche Verordnung vom 2. Dezember 1901
unterstellt das Tapezierergewerbe der Unfall-Ver-
sicherungspflicht. Die Belastung der einzelnen Unternehmer
sei eine zu große, durch den Anschluß an eine andere Berufsgenossen-
schaft würden die Lasten geringer sein. Schenl stellt hierzu drei
Anträge.

1. Den Bundesvorstand zu beauftragen, bei der voraussichtlich
am 17. September cr. stattfindenden Sitzung des Verbandes der
Baugewerks-Berufsgenossenschaften vorstellig zu werden, für Durch-
führung des Beschlusses, der auf der Genossenschaftsversammlung der
Lehrindustriellen-Berufsgenossenschaft einstimmig erfolgte, daß die
Tapezierbetriebe in ihrer Gesamtheit und in vollem Umfang der
Bau-Berufsgenossenschaft überwiegen werden, be-
vorzugt zu sein. Ferner soll der Bundesvorstand beim Bundesrat
wegen des Anschlusses des Tapezierergewerbes an die Bau-Berufsgenossen-
schaft vorstellig werden. Schließlich soll das Reichsversicherungs-
amt angegangen werden, die Gemeindevorstellungen zu veranlassen, daß
bei Anmeldung eines Tapezierergewerbes der Gewerbetreibende gleich-
zeitig zur Anmeldung bei der Unfallversicherung verpflichtet wird.
Damit will der Referent einem Uebelstand begegnen, daß Gehilfen
mit anderen Arbeitern Untertage ausführen, ohne verpflichtet zu sein.
Beiträge zur Berufsgenossenschaft z. zu zahlen. Der Vertreter der
Schlesisch-pommerschen Bau-Berufsgenossenschaft, Direktor Häner,
erklärte, daß die Durchführung des Beschlusses keine so leichte Sache
sei, da sprächen andere Umstände mit. Der Bundesrat, das Reichs-
versicherungsamt, haben mitzuzprechen. Der Antrag, die Gehilfen,
welche vorübergehend arbeiten ausführen, zur Unfallversicherung
heranzuziehen, sei ja ganz gut, die Berufsgenossenschaft habe davon
aber keinen Nutzen, wenn die Leute nicht angehalten werden, die
Beiträge zu zahlen. Der Bundesrat ein Arbeiter bei derartigen Gelegen-
heiten, so muß er doch Rechte erhalten, und dadurch erhöhen sich die
Beiträge des Unternehmers. — Nach weiterer Debatte wurden die
3 Anträge angenommen.

Jeder, Redakteur der „Tapezierer-Zeitung“ in Berlin,
sprach sodann über die Mittelstands-bewegung.

Der Mittelstand sei in Gefahr zu Grunde zu gehen, wenn die
sozialpolitische Gesetzgebung ihm noch größere Lasten aufbürdet, wie
es den Anschein habe. Die staatliche Statistik habe nachgewiesen, daß
von den 39.000 Tapezierbetrieben in Deutschland 25.000 nicht
lebensfähig sind. Das läge davon, daß der Handwerkerstand nicht
den Einfluß auf die Gesetzgebung ausüben vermag, wie es not-
wendig wäre. Man sehe sich nur die Arbeiter an, welche Energie,
welchen Opfermut sie entfalten. Die Sozialdemokratie werde
nicht immer die besten, mitunter sogar schmutzigen (?) Mittel an.
Ueber sie hat auch die Gesetzgebung einen mächtigen Einfluß. Wir
brauchen eine Mittelstandsbewegung und eine richtige Vertretung im
Reichstage. Reiber schlägt eine Resolution vor, in der er für eine
Mittelstandsbewegung plädiert. Alle Gewerbetreibende
ohne Unterschied der Partei sollen Aufnahme finden.

Liebmann-Breslau glaubt, daß die Handwerker bisher den
Fehler machten, sich immer zu sehr nach rechts anzulehnen,
statt ohne sich nach einer Richtung zu binden, aufrecht zu bleiben.
Schwarz-Frankfurt ist auch dafür, daß die Handwerker alles tun,
damit Gesetze geschaffen werden, die die Handwerker vor zu großer
Anschuldung schützen, wie sie jetzt durch die Gesetze möglich ist.
Kögler-Breslau ist der Meinung, daß es ganz unumgänglich
nötig ist, daß sich die Handwerker einer Partei anschließen, denn allein
könnten doch die Handwerker keine Abgeordneten in das Parlament
schicken, der Anschluß nach links sei aber aus-
geschlossen, weil dort die größten Gegner der Handwerker
süßen; die Handwerker könnten nur mit den Mittelparteien und mit
der rechten Partei gehen. Liebmann-Breslau weist darauf
hin, daß Abgeordnete politischer Parteien immer nur im Einzelfalle
für die Handwerker eintreten, sonst aber sich den Fraktions-
beschlüssen unterwerfen. Der Referent entgegnet, daß eben
die Handwerker sich zusammenschließen müßten, denn wenn die Ab-
geordneten müßten, daß Millionen aus dem Mittelstande hinter
ihnen stehen, würden sie die Interessen des Mittelstandes mehr ver-
treten. Damit schließt die Besprechung und die Resolution wird an-
genommen.

Herr Feder trat, als er noch Tapezierer-
gehilfe war, für den Achtstundentag ein, heut hält
er die Forderungen der Arbeiter für maßlos.

So ändern sich die Ansichten!

Der nächste Punkt betraf den Antrag Hamburg: Jede dem
Bunde angeschlossene Innung ist verpflichtet, eine Ar-
beitsvermittlung zu errichten. Jede Arbeitsvermittlung
stelle ist verpflichtet, die vom Bunde anzustellenden Fragebogen
monatlich anzuschicken und der Zentralstelle einzuliefern. Die
Zentrale hat die Resultate zu veröffentlichen. — Obermeister Ger-
Hamburg begründet den Antrag damit, daß der Arbeitsnach-
weis in der Hand der Innung die beste Waffe gegen
einen ungerechtfertigten Streik sei. Er führt hierzu Beispiele
von Hamburg an. Es soll bei Streiks gewirkt werden, ob er be-
rechtigt oder unberechtigt ist, nur wenn letzteres vorliegt, soll energisch
dagegen angeklämpft werden.

Die Kleinmeister scheinen mit dem Vorschlage nicht recht ein-
verstanden zu sein, sie versprechen sich keine Vorteile davon. Ger-
Hamburg ist anderer Meinung. Gerade die Kleinmeister bedürfen
eines Arbeitsnachweises. Liebmann-Breslau erklärt, daß der
paritätische Arbeitsnachweis in Breslau gut funktioniert und
beibehalten werden wird. Ein paritätischer Nachweis wicke
erzieherisch. Der Antrag Hamburg erzieht die Zustimmung der
Versammlung. Die Verhandlungen werden am Mittwoch fortgesetzt.

* Die Brauerarbeiter hielten gestern im Gewerkschafts-
hause eine Versammlung ab, die sich eines guten Besuches erfreute.
Der künftige Gewerkschaftsleiter für Schlesien und Polen, Kollege
Bader-Gera, schilderte in seinem Referat die Entwicklung der
Produktionsverhältnisse im Brauergewerbe vom Mittelalter bis zur
Gegenwart. Dieser Entwicklung vom Kleingewerbe zur wichtigen
Fabrikation müsse auch die Organisation angepaßt werden, weshalb
der bunte Bund der Brauergesellen, der auf häßlichem Boden
steht, und dem auch in Breslau noch etwa die Hälfte der getrennten
Brauer angehört, in der Gegenwart jeden Hock verloren hat. Nur
durch Zusammenschluß aller im Brauereibeschäftigten Personen, gleich-
viel ob gelernter Brauer oder Brauerarbeiter, im Verbande würde
es möglich werden, eine Verbesserung der Verhältnisse in dieser
Branche herbeizuführen. Kollege Hellwicz erstattete sodann Bericht
über die letzte Quartalsrechnung. Die Gesamtsumme belief sich
auf 664 Mk. An die Hauptkasse wurden hiervon 236.10 Mk. gezahlt.
Für Krankenunterstützung wurden 176, für Arbeitslosenunterstützung
111.50 Mk. verausgabt. Die Lokalausgaben betragen 108.40 Mk.
Unter verschiedenen wurden von den Kollegen einzelner Firmen Taxir-
brüche berichtet. Die Lokalkommission wurde beauftragt, bei den
Firmen vorstellig zu werden. Inlet nahm man Stellung zu den
Besuchen, welche von den Gewerkschaften hiesigen
Braueren abgefordert werden. Die Versammlung ist der
Ansicht, daß solche Besuche besser unterbleiben; der Arbeiter werde als
Konsumant von den Brauereien zwar gern gesehen und werden die
Gewerkschaften deshalb stets gut empfangen, doch der Organisation
der Arbeiter im eigenen Betriebe werden alle möglichen Schwierig-
keiten bereitet. In der nächsten Sitzung des Gewerkschaftsrates
soll von den Delegierten der Brauer eine entsprechende Resolution
eingebracht werden. Ferner wurde der Wunsch geäußert, daß die
einigen Gewerkschaften, welche Besuche von Brauereien veranlassen,
barn mindestens die Bedingungen stellen, von gewerkschaftlich orga-
nisierten Arbeitern bedient zu werden.

* Gefahren des Kupfererzbergbaus. Die Zeit des Eintrufes
der Früchte und der Fruchtsäfte ist da. Vom Nüchternsinn wird der
Stolz der Bauern, der blühende Kupfer- oder Messingbergbau, her-
abgeholt, noch einmal sorgfältig geprüft, daß auch kein Schatzhaufen
daran haftet und dann geht es an die Arbeit. Das man saure
Speisen — besonders mit Essig eingekochte — nicht lange in diesem
Schleier stehen lassen darf, ohne die Gefahr einer Vergiftung be-
fürchten zu müssen, ist eine so bekannte Vorschrift, daß nur boden-
loser Feinsinn daran zu rütteln mag. Darum haben aber auch all-
mählich die vergammten Kupfererze immer mehr an Boden im Haus-
halt gewonnen, weil bei ihnen die genannte Gefahr ausbleibt auf
ein Minimum reduziert oder ganz beseitigt ist. Daß aber auch hier
eine gewisse Vorsicht durchaus geboten, lehrt eine Reihe von Beobach-
tungen, die man kürzlich im Krankenhaus zu Leyden gemacht
hat. Es traten dort mehrfach eckhafte Erkrankungen an Durchfall
unter den Insassen auf, ohne daß es zuerst gelingen wollte, die Ur-
sachen dafür festzustellen. Erst ganz genaue und planmäßige Unter-
suchungen ließen erkennen, daß es sich bei den Erkrankungen regelmäßig
um atme Kupfervergiftungen handelte. Die Vergiftung der Kessel
war teils in ungenügender Weise vorgenommen worden, teils war
sie schabhaft geworden, so daß in die Speisen direkt kleine Kupfermengen
gelangten, die zu den Erkrankungen führten. Daß die Vergiftung
auch bleibend sein kann, ist eine Möglichkeit, mit der in Deutschland
weniger zu rechnen ist, da die gesetzlichen Vorschriften über diesen
Punkt bei uns ziemlich streng sind. Trotzdem ist auch darin eine ge-
wisse Vorsicht geboten. Jedenfalls sind peinlichste Sorgfalt und
genaue Kontrolle des Schmelzes geboten, wenn man sich vor schweren
Schädigungen bewahren will!

* Die Zahl der großen Brände wuchs sich in erschreckender
Weise. Gestern berichteten wir von dem großen Waldbrand bei
Amdaeberrun, heute liegt aus Ratibor Meldung vor, daß in
der 600 Einwohner zählenden Kolonie Ratiborhammer 40 Be-
sitzungen mit 107 Gebäuden eingedöhrt worden sind. In
Schadewitz bei Friedland (Oberschlesien) wurden zwei große
Scheunen, die Ställe und das Gefindehaus des Dominiums ein Raub
der Flammen. Aus Neustadt (Oberschlesien) und Brieg liegen
Meldungen über Rath- und Wiesenbrände vor, ebenso aus
Schmiedeberg und Stonsdorf (Riesengebirge). Das
Rittergut Leitzschdorf (Kreis Grotzen) brannte zum größten Teil
nieder. Bei Weißwasser (Lausitz) steht die Theodor-Grube in
Flammen. Bei Ratibor gab es unter dem oben gemeldeten noch
Schadenfeuer in Ostrog, in Bojanow und in Klein-
Randen und Langenau. Jeder Tag bringt neue Nachrichten
über Brandschäden.

Neueste Nachrichten.

Der Krieg zwisch in Russland und Japan.

Noch zwei Schiffe verloren!

Einer Mitteilung des russischen Generalstabs der Marine zu-
folge meldet der Kommandant der Kreuzerabteilung, die sich in Port
Arthur befand, Konteradmiral von Reizenstein, daß der
Kreuzer „Astol“ infolge der erlittenen Beschädigungen
genötigt war, Shanghai anzulaufen, wo er am 18. August
eintraf.

Wie eine weitere Mitteilung des russischen Generalstabs sagt,
hat der britische Vizekonsul in Petersburg folgendes Telegramm des
Chefs des englischen Geschwaders in den chinesischen Gewässern aus
Tschanghai vom 12. August erhalten: Der Kommandant des
Torpedobootes „Burr“ traf heute um 3 Uhr Nachmittags mit der
Mannschaft, die zu Fuß von Schantung hierher gekommen ist, ein.
Er meldete folgendes: Um 2 Uhr morgens geriet das Torpedoboot
„Burr“ im Nebel in der Nähe von Schantung auf Grund. Alle
wurden gerettet. Ich sprengte das Torpedoboot in die Luft.

Die russischen Schiffe in Kiantschau.

In Ningtan traf am Dienstag Mittag auf einem japanischen
Torpedojäger der japanische Admiral Tsubaki ein und
hatte dem Gouverneur Truppen einen Besuch ab. Dieser erklärte
dem japanischen Admiral, daß die russischen Schiffe vollständig des-
armiert seien, worauf Tsubaki, von den deutschen Kriegsschiffen
salutiert, wieder abfuhr. Gouverneur Truppel teilte den auf der
Rheide liegenden japanischen Schiffen, einem Kreuzer und drei Tor-
pedojägern, mit, es werde auf jedes Schiff, das Nachts ohne Licht
in den Hafen einzufahren versuche, geschossen werden.

Internationaler Sozialisten-Kongress.

(Bürgerliches Telegraphenbureau.) Die Kommission, welche
über das Verhältnis der einzelnen sozialistischen Gruppen dem Kon-
gress eine Resolution vorzuschlagen soll, verhandelte gestern bis Abends
8 1/2 Uhr. Debel hielt eine zweistündige Rede, die ein Angriff gegen
die Revisionisten war. Hauptächlich sprach er gegen Jaurès und
seine Partei. Aber auch Troelstra und sogar Viktor Adler er-
klärte er für revisionistisch infiziert. Als er sich zu der Behauptung ver-
riet, daß in einer Monarchie der König den Klassen gegenüber un-
parteilicher sein könnte; als der Präsident in einer Republik riefen
die Anhänger Jaurès: Es lebe Wilhelm! Debel behauptete
auch, daß in der Monarchie die Streiks weniger langsam unterdrückt
würden, als in den Republiken; er sprach über die Erfahrungen der
deutschen Partei im 37. Jahren. Vau der Rede überließ Debel
Rede, die im revisionistischen Lager große Erbitterung hervorruft.

Ein Ueberfall.

Der „Lokal-Anzeiger“ meldet: In Grindingshöhe, zwischen
Dronowahöheberg und Watzberg wurde am 6. August eine Patrouille
unter dem Befehl des Leutnants von Bodenhausen von den Pereros
überfallen. von Bodenhausen und acht Mann sind tot,
zwei Mann werden vermisst.

Geht Mirbach?

Dem „Neuen Journal“ zufolge wird der Oberhofmeister der
Kaiserin, Freiherr von Mirbach, noch vor Beginn der Parlamente
aus seinem Amte ausscheiden.

Vermischtes.

Moderne Frauenberufe in England. Aus London
wird berichtet: Die Telefonistinnen haben sich allmählich zu einer
Trade Union zusammengeschlossen; diese Tatsache zeigt deutlich, welche
Bedeutung die Frau im erwerbsfähigen Leben Englands spielt. Nach
der letzten Volkszählung gibt es in England und Wales 4.171.751
Frauen über zehn Jahren, also fast ein Fünftel der gesamten weib-
lichen Bevölkerung von 16.773.290 Köpfen, die in verschiedenen Beru-
fen tätig sind. Davon sind 3.254.242 oder über 78 Prozent un-
verheiratet und 917.509 verheiratet oder verwitwet. Besonders zu
bemerkenswert ist der Umstand, daß ein großer Teil dieser Frauen in
Gebieten eingeschrieben ist, die den Männern bisher ausschließlich vor-
behalten zu sein schienen. Es gibt nämlich nach der Volkszählung
86 Auktionatorinnen, 6 Anwaltinnen, 39 Gerichtsdienersinnen,
516 weibliche Schneider, 801 Hingelverführerinnen, 3850 Schlichterinnen,
64 Schornsteinfegerinnen, 1 Debarbeiterin, 5170 weibliche Gold-
schmiedin, 9633 Druckerinnen, 745 Gedächtnisgerätemacherinnen und 3 Er-
zeugerinnen. Da ist heute kaum noch ein Industriezweig, ein Beruf
oder ein Gewerbe, in dem nicht Frauen in einer oder der anderen
Form beschäftigt wären.

Stadtesamtliche Nachrichten.

Verstorbene. I. Pilsener Mar Johne, ev. Bräuerstraße 23, am 16. August 1904, im Alter von 73 Jahren.

Eheverträge. I. Schornsteinfeger Hermann Meyer, ev. Nollendorfstraße 10, mit Maria Müller, ev. Nollendorfstraße 31.

Geburtsanzeigen. I. Schornsteinfeger Hermann Meyer, ev. Nollendorfstraße 10, mit Maria Müller, ev. Nollendorfstraße 31.

Ober-Poltschaffner Paul S., ev. T. - Wäldermeister Paul Müller, latb. T. - Gabelsberger Paul, ev. T. - Wäldermeister Paul Müller, latb. T.

Quittung. In den Stadterordneten-Wahlen gingen ein: Am 9. August anitiert: Liste 98 durch Kohn, 2. Rate 202.32 Mk.

Quittung. Einnahme für die aufgescherten Porzellanarbeiter in Schierholz: An Verband der Metallarbeiter auf Liste Nr. 149 1.05

Wetterbericht. 10 Beobachtungen der königlichen Universitäts-Sternwarte, nach Breslauer Ortszeit. Aug. 16., 17. Nachm. 2 Uhr, Abends 9 Uhr, Morg. 7 Uhr.

Versammlungen und Vereine.

Breslau. Gewerkschaftshaus. Mittwoch, den 17. August: Schneider-Verband, Mitglieder-Versammlung, Zimmer Nr. 3.

Cassalle-Feier. Am 15. d. M. starb unser Freund und früherer Kollege der Tischler Karl Padelt.

Ausstellung. Heute Mittwoch, den 17. August cr. 1898. Konzert der Kapelle des Pionier-Bataillons Nr. 6 in Reife.

1000 Arbeiter finden Max Biermann 51 Ring 51, 1. Etage. Möbel, Spiegel, Polsterwaren, Anzüge, Überzieher, Kinderwagen u. alles andere.

Sonntag, den 28. d. Mts. Soeben ist wieder neu erschienen: Führer durch das Gewerbe-Unfallversicherungsgesetz.

Breslauer Sommer-Theater. St. Siersthaus, Semmergasse 15. Heute: „Das große Geheimnis.“

Hopf & Görcke. Brauerei-Ausbeute Gräßchen. Jeden Sonntag, jeden Mittwoch: Großes Abonnements-Konzert.

Palmengarten. Konzert. Dir.: H. Krainsik. Freie Kapelle. ediges ungarisches Damen-Orchesters. Neue Kapelle.

Rechte u. Pflichten des Miethers. nach d. neuen Bürgerl. Gesetzbuch. Kommentar gegen Miethrecht von Rich. Lipinski.

Thalia-Theater. (Sommer-Spielzeit.) Heute: „Das große Geheimnis.“

Zeltgarten. Leipzig Sängers (9 Personen) unter Leitung des abteilbaren Neumann-Bliemchen. Grosses Konzert Dir. S. Haupt.

Dominikaner. Wegen des kolossalen Erfolges zum 2. Male prolongiert Kluge-Zimmermann's Leipziger Sängers.

Gewerkschaftshaus. Die Frauen und die Politik von Lily Braun. Preis 20 Pf.

Helical-Premier. R. Kühn, Breslau, Tannenstraße 21. Preis pro Exempl. 20 Pfennige.

Entree 30 Pfennige. Die Frauen und die Politik von Lily Braun. Preis 20 Pf.

Internationaler Sozialistenkongress.

Amsterdam, 15. August.

Zweiter Verhandlungstag.

Das internationale Bureau hat beschlossen, die Leitung der heutigen Verhandlungen den Ländern Deutschland, Frankreich und Italien zu überweisen. Von den Nationen sind gewählt Molkenbühr, Voillant und Ferri.

Molkenbühr übernimmt den Vorsitz (Beifall) und entwickelt den Arbeitsplan des Tages.

Webel schlägt vor, nicht nur den heutigen Nachmittag, sondern auch den morgigen Vormittag für die Arbeiten der Kommissionen freizubehalten. Dieser Vorschlag wird angenommen. Die Zahl der Mitglieder, die jede Nation in diese Kommission zu entsenden hat, soll bestimmt werden, sobald die Mandatsprüfung beendet ist.

Der Sekretär des Internationalen Bureaus, Serwy, teilt mit, durch wie viel Delegierte die einzelnen Nationen vertreten sind. Es haben entsandt:

England: 101 Delegierte; davon vertreten die Socialdemokratie Federation 34, die Independent Labour Party 34, die Fabier 5, die Gewerkschaften 28 Delegierte.

Deutschland: 67 Delegierte, 40 von der Partei, 27 von den Gewerkschaften; Präsident ist Molkenbühr, Vizepräsident Frau Zetkin.

Argentinien: 2 Delegierte.

Australien: 1 Delegierter (De Leon).

Oesterreich: 12 Delegierte.

Belgien: 38 Delegierte; Vorsitzender ist Anseele.

Böhmen: 3 Delegierte.

Bulgarien: 2 Delegierte der sozialdemokratischen Arbeiterpartei, die 400 politisch organisierte und 2000 gewerkschaftlich organisierte Arbeiter vertreten.

Dänemark: 7 Delegierte.

Spanien: 5 Delegierte; Vorsitzender ist Iglesias.

Frankreich: Die Allemanisten senden 6 Delegierte, die 204 Gruppen vertreten, die Guesdisten 44 Delegierte, die 46 Departements-Föderationen vertreten, die Jaurésisten endlich 39 Delegierte.

Amerika: 4 Delegierte, darunter die Vertreterin der sozialdemokratischen Frauen Newyorks.

Holland: 33 Delegierte, die 10.000 Organisierte vertreten.

Ungarn: 3 Delegierte (20.000 Organisierte).

Italien: 5 Delegierte (42.000 Organisierte); Vorsitzender ist Ferri.

Japan: 1 Delegierter.

Norwegen: 2 Delegierte.

Polen: Von den drei verschiedenen Fraktionen sendet die eine 20, die zweite 6, die dritte (die Gruppe Proletariat) 8 Delegierte; von dieser Gruppe ist Frau Luxemburg ins Bureau delegiert.

Russland: Die Sozialrevolutionäre senden 12 Delegierte, die jüdische Arbeiter und 8 Delegierte, die 27 Organisationen und 56 Gruppen vertreten (22.990 Organisierte). Die russische Sozialdemokratie sendet 5 Delegierte (47 Organisationen und 36 Gruppen, die lettische Sozialdemokratie ist durch 1 Delegierten vertreten).

Schweden: 6 Delegierte.

Schweiz: 7 Delegierte (20.000 Organisierte).

Serbien: 1 Delegierter (sozialdem. Arbeiterpartei).

Es sind also im ganzen 445 Delegierte anwesend. Alle Mandate sind anerkannt, nur die russische Sektion hat sich noch mit unentschiedenen Mandaten zu beschäftigen.

Das Bureau schlägt vor, der Kongress möge die von den Nationen für gültig erklärten Mandate seinerseits bestätigen. Ueber die beanstandeten Mandate werde das internationale Bureau in der Mittagspause entscheiden. Für die Vertretung der Nationen in den Kommissionen schlägt das Bureau angedeutet der Vertretung von Partei und Gewerkschaften auf dem Kongress vor, den Nationen, denen eine Stimme nicht genüge, zwei Stimmen auf Verlangen zur Verfügung zu stellen. Wenn sich eine Nationalität nicht einigen könne, so solle diejenige Gruppe, die eine Resolution oder einen Antrag eingebracht habe, für den betreffenden Gegenstand als besondere Nation gelten.

Allemane-Paris bittet angesichts der besonderen Verhältnisse in Frankreich, der ältesten, der revolutionär-sozialistischen Arbeiterpartei Frankreichs nicht nur in der sie besonders interessierenden Generalstreikkommission, sondern auch in den anderen Kommissionen Sitz und Stimme zu geben.

Namens des Bureaus hält Vandervelde-Belgien den vordien von Voillant vorgetragenen Antrag aufrecht. Erst in London und Paris habe man sich herbeigelassen, infolge der leidigen Streitigkeiten innerhalb der einzelnen Länder den einzelnen 2 Stimmen zu geben. Weiter könne man unmöglich gehen, ohne die Entscheidung in den Kommissionen völlig zu verschieben. Auch die verschiedenen

Richtungen der russischen Sozialdemokratie würden dann in den Kommissionen miteinschreiben wollen, kurz, es hieße eine Prämie auf die Spaltung der Partei legen. Der Kongress möge die Bitte Allemanes dem Sekretariat zur freundschaftlichen Erledigung überweisen, aber zugleich prinzipiell festsetzen, daß keine Nation jemals mehr als zwei Stimmen haben dürfe. (Beifall.)

Allemane protestiert im Namen der Gerechtigkeit gegen diesen Antrag. Er sei bereit, sich mit einer Stimme für Frankreich zu begnügen, gebe man aber den beiden anderen Organisationen je eine, so sei es eine schreiende Ungerechtigkeit, der alten sozialistisch-revolutionären Partei keine Stimme geben zu wollen.

Renouel (ministerieller Jaurésist) versichert, daß auch seine Partei im Interesse der von ihr angestrebten sozialistischen Einheit mit einer Stimme für Frankreich zufrieden sei.

In der Abstimmung wird der Antrag Vandervelde mit großer Mehrheit angenommen. Einstimmig nimmt der Kongress auf Antrag der englischen Delegation eine Sympathie-Erklärung für die streikenden Bergarbeiter in Colorado an, die von dem berechneten Kapital in der unverschämtesten und niederträchtigsten Weise niedergedrückt werden. Die nächste Plenarsitzung findet Dienstag Nachmittag 2 1/2 Uhr statt.

Die provisorische Tagesordnung des Kongresses lautet:

1. Prüfung der Mandate.
2. Wahl des Bureaus; Bildung der Sektionen; Feststellung der Tagesordnung.
3. Eröffnungsrede.
4. Bericht des Sekretariats.
5. Berichte der Nationen.
6. Internationale Regeln der sozialistischen Politik: Resolution über die Taktik der Partei (Sozialistische Partei von Frankreich).
7. Kolonialpolitik (Hyndman: Sozialdemokratische Föderation von England, und van Kol: Sozialistische Partei von Holland).
8. Auswanderung und Einwanderung (Sozialistische Partei der Republik Argentinien).
9. Generalstreik (Revolutionäre sozialistische Arbeiterpartei von Frankreich und Sozialistische Partei von Holland).
10. Sozialpolitik und Arbeiterversicherung (Molkenbühr: Sozialdemokratische Partei Deutschlands). — Der Achtstundentag (Gewerkschaftsbund Dänemarks).
11. Leutz und Arbeitslosigkeit (Sozialistische Partei der Vereinigten Staaten von Amerika).
12. Sitz des nächsten Kongresses.
13. Sitz des Internationalen Sozialistischen Bureaus.
14. Wahl des Internationalen Sozialistischen Bureaus.

Verschiedene Fragen.

15. Schutzlohn und Freihandel (Unabhängige Arbeiterpartei Englands).
16. Militarismus (Unabhängige Arbeiterpartei Englands).
17. Der Alkoholismus und die Schulen (Sozialdemokratische Föderation von England).
18. Gewerkschaftsbewegung und Politik (Gesellschaft der Fabier von England).
19. Internationale Schiedsgerichte (Unabhängige Arbeiterpartei von England).
20. Arbeiterwohnungen (Nationaler Verein für Arbeiterwohnungen in England).
21. Internationale Solidarität (Verein der deutschen, österreichischen und ungarischen Sozialisten in der Schweiz).
22. Die Alkoholfrage (Deutscher Arbeiter-Abkommensbund).

Von dieser provisorischen Tagesordnung werden Punkt 1 bis 4 vom Kongress endgültig beschlossen, Punkt 15 bis 22 abgelehnt.

Am Sonntag Nachmittag fand im Lindendamp ein großes internationales Meeting statt, dem an 5000 Sozialdemokraten teilgenommen. Bei dem prächtigen Wetter waren im Park vier Rednertribünen aufgeschlagen, von denen aus die bedeutendsten Vertreter des internationalen Sozialismus Ansprachen hielten. Von der einen Tribüne aus sprachen Ferri, Adler, Branting (Schweiz), Vandervelde und van Kol.

Ferri feierte den Sieg der italienischen Partei, die trotz ihrer kleinen Zahl den Bar von Italien ferngehalten habe.

Dr. Adler-Bien betont die Gemeinsamkeit der holländischen und österreichischen Parteibewegung, die beide gegen die christliche Demagogie und für das allgemeine Wahlrecht kämpften.

Branting-Stockholm erinnert an den dreitägigen Streik von 120.000 Parteigenossen in Schweden, die bisher gewaltigste Demonstration für das allgemeine Wahlrecht. Finnland sei auf diesem Kongress nicht vertreten. Der finnische Genosse, der in Paris es repräsentiert habe, schmachte jetzt in Sibirien.

Vandervelde-Brüssel preist die Sozialdemokratie als Partei des Friedens.

Auf der nächsten Tribüne reichen sich unterdes Katayama und Kubanowitsch die Hand.

Hyndman-London weist auf seine Herkunft aus der Kapitalistenklasse. Über wenn alle Arbeiter so hätten wie er, gäbe es in sechs Monaten keinen Kapitalismus mehr auf der Welt. Holland habe die Engländer wegen der Unterdrückung der Burenrepubliken. Aber die Sozialdemokratische Föderation führe unerbittlichen Kampf gegen den Imperialismus.

Ossen-Ropenhagen feiert die Einheit zwischen Partei und Gewerkschaft. Voillant-Paris die sozialistische Einheit. Webel das allgemeine Wahlrecht, dessen Kampf von den deutschen Arbeitern, wie er wiederhole, jedes Interesse am Bestand des deutschen Reiches nehmen würde.

Von den beiden anderen Tribünen aus sprachen noch Klara Zetkin, Ed. Anseele, Jean Jaurès, Pète Curran, Leo Deutsch (16 Jahre in Sibirien!) und Troelstra. Ueberall herrschte eine begeisterte Stimmung.

Die Totenliste der Partei.

(Aus dem Bericht des Parteivorstandes 1904.)

Ein charakteristischer Grundzug in dem proletarischen Befreiungskampf ist das bei gegebenen Umständen unmittelbar zum Durchbruch kommende Gefühl der Dankbarkeit, das die kämpfende Arbeiterklasse ihren auf exponierten Posten stehenden Kameraden und Führern entgegenbringt. Wird gar der treue Kamerad, der geliebte Führer durch den Tod seinem Wirkungskreis entzogen, äußert sich die Dankbarkeit der Arbeiter in wahrhaft rührender Weise. Dankbarkeit diktiert uns im Vorjahren eine umfangreichere Registrierung der Sterbefälle von Genossen, die sich in Vertrauensstellungen befunden hatten, die hohe Anforderungen an ihre Pflichterfüllung stellten und deren gewissenhafte Ausführung wesentlich die erzielten Erfolge der Partei zu verdanken waren.

Wir nehmen Veranlassung, auch den diesjährigen Bericht mit der Abtragung der Ehrenschuld an unsere in dem Berichtsjahre verstorbenen Genossen einzuleiten, wobei wir bemerken, daß die Registrierung Anspruch auf Vollständigkeit nicht erheben kann. Ihre Zahl ist groß. Aber allen gilt unser voller Dank, den Genannten und den Ungenannten.

Auf dem Dresdener Parteitag wiederholte sich der Fall, daß ein Delegierter, der gesund und lebensstark zum Parteitag gereist war, lebend nicht zurückkehren sollte. Als am Abend nach Schluß des Parteitages Genosse Weiling-Schöneberg seine Wohnung aufsuchte, glitt er auf der Treppe aus und schlug mit dem Kopfe so unglücklich auf, daß der Tod unmittelbar eintrat. — Jung, selbst in seinem Leiden noch hoffnungsfroh und voller Pläne für die Zukunft, starb nach langem, schweren Krankenlager am 7. Oktober Genosse Levi im Alter von 31 Jahren. Genosse Levi war Redakteur an „Sozialdemokratischer Volksblatt“ und später an der „Fructeur Tribune“. — Am 11ten Oktober verstarb in Hamburg Claus Noje, einer von den Bienen, die unter dem Ausnahmegericht der Partei unschätzbare Dienste geleistet haben. — Erst 49 Jahre alt, starb am 22. Oktober Genosse Haas in Mainz, Redakteur der „Volkszeitung“ hiesiger und Mitglied der hessischen Kammer. — Ihm folgte am 28. Oktober Genosse Franz Wilhelm Wenzel, Verleger der „Pfälzer Post“ und Stadtrat in Ludwigshafen. — Um die gleiche Zeit verstarb im Alter von 55 Jahren Genosse Jakob Merkel. Er war der erste, der in der Pfalz im Kampfe die Fahne der Sozialdemokratie entfaltete hatte. — Mit Genossen Samuel Spier, der am 9. Oktober in Frankfurt a. M. verstarb, schied einer von der alten Garde aus der Reihe der Lebenden. Genosse Spier, der Ende der 60er Jahre in Wolfenbüttel wohnte, gehörte dem Parteiaussschuß in Braunschweig an, der auf Befehl des Generals Vogel v. Falkenstein 1870 nach Pöben in Ketten transportiert wurde. In den letzten Jahren seines Lebens widmete sich Genosse Spier fast ausschließlich der Genossenschaftsbewegung. — Die Reichstagsfraktion hat den Verlust von zwei ihrer Mitglieder zu beklagen. Am 4. Oktober starb nach längerem und schwerem Leiden der Abgeordnete des 22. sächsischen Kreises Franz Hofmann im Alter von 51 Jahren. Genosse Hofmann war ein grundheiliger Charakter, beliebt als Volkserzieher und als Gesellschafter hochgeschätzt, wenn nach Stunden harter Arbeit die heitere Ruhe in unseren Kreisen in ihre Rechte trat. — Drei Monate später, am 7. Februar, verstarb an einem Herzschlag, kaum 33 Jahre alt, Genosse Emil Rosenow. Niemand ahnte, daß der junge, kräftig gebaute Mann, der eben erst auf literarischen Gebieten einen achtungswerten Erfolg erlangt hatte und zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, zu unerwartet zur Mutter Erde zurückkehren müsse. — Am 10. Januar schied Genosse Adler freiwillig aus dem Leben, ein Schicksal, das am 19. Mai Genosse Gladowitz ebenfalls ereilte. Während es bei dem Ersteren der Verlust des seelischen Gleichgewichts war, waren es bei dem letzteren physische Leiden, die ihm den Lebensmut raubten.

Die Flucht bei Wafangou.

Der Kriegsberichterstatter der „Tgl. Rdsch.“ teilt folgenden Brief eines russischen Artillerieoffiziers über die Schlacht von Wafangou mit:

„Der liebe Himmel verhüte, daß ich noch einmal derartiges erlebe, was ich mit meiner Mannschaft bei Wafangou durchzumachen gehabt. Einzelne Vorgänge werde ich mein Lebtag nicht vergessen. Da führt vor uns ein Bataillon die feindliche Redoute. Eine volle Welle legt dieses Bataillon im völlig freien Gelände zurück und erreicht endlich den Hügel, auf dem sich die zu stürmende Redoute befindet. Die brave Mannschaft ist voller Mut; einzelne warten nicht einmal das Kommandowort ab und fangen bereits an, den Hügel zu erklimmen. Da — ertönt das Signal zum Rückzug! Wie aber zurückgehen, ohne die feindlichen Geschütze dort oben zum Schweigen gebracht zu haben? Der Bataillonkommandeur läßt denn auch zur Attacke blasen, aber die fochten erst noch so todesmutige Mannschaft hat schon den allgemeinen Rückzugsbefehl vernommen, und erbläsend jüret sie an allen Gliedern. Wie eine erste schreckte Herde wendet sich alles rückwärts, läuft, flücht und verliert auf dieser heillosen Flucht, mit den feindlichen Geschützen im Rücken, sieben Offiziere und nahezu 200 Mann! — Auch der capifste Soldat wird eben auf dem ihm anbefohlenen Rückzug gar zu dem Feindling. Es ist leicht gesagt: „Dall! Kehet! Feuer!“ Der auf dem Rückzug befindliche Soldat beugt nur den einen Gedanken: möglichst rasch hinaus aus dieser Hölle! Wenn er vorwärts geht, so hat er ein sicheres Ziel vor sich. Er weiß zwar, daß er dieses Ziel nicht ohne Opfer erreichen wird, aber er sagt sich andererseits, daß mit diesen Opfern etwas Wichtiges, Greifbares erkauft sein würde — und so rennt er todsmutig vorwärts. Was ist aber der Zweck jedes Rückzuges? Zweifellos doch nur einzig und allein: sich zu retten, denn jedes Opfer wäre in völlig nutzlos. Lind so werden da Helden zu Feiglingen, und darin liegt die schreckliche Tragik jedes Rückzuges. Lasset eine ganze japanische Brigade gegen meine exponierte Batterie anstürmen, und ich will jede Wette eingehen, daß meine braven Jungen nur grimmig die Bühne zusammenbewahren und im übrigen feierabendlich nicht und fernem würden. Erhöht aber erst einmal das ver... Rückzugssignal, so habe ich da plötzlich nicht mehr eine kampfeslustige Bedienungsmannschaft vor mir, sondern eine zitternde Schachherde. Und seit fünf Monaten spielen unsere Generale dieses entsetzliche Rückzugsspiel! Das demokratischere unsere Soldaten weit mehr, als schlechte Quartiere, Hunger, laienlicher Straßendreck und tagaus tagein geschüttete Himmelschneeflocken. So ein menschlicher Wollschafbruch ist allerdings etwas geradezu Entsetzliches. Rings umher nichts als Schlamm und Wasser, das zu reisenden Bächen geworden. Reute und Pferde versinken in diesem Schlamm; bis zum Halbe, das Wasser reißt mit sich Karren, Patroneisten, ja — man sollte es gar nicht für möglich

halten — Geschütze! Das vierte Korps hatte darunter besonders zu leiden: Einzelne Regimenter blühten drei Viertel ihres Trains ein; es gab auch zahlreiche Entfernungen dort — und das auf ebener Landstraße! Meine Batterie wurde davon glücklicherweise verschont; dafür stellten sich verdächtige Darmverkrampfungen ein, die uns hier überhaupt zu schaffen machen. Eine Kompanie unserer 6. Genie-Bataillon wurde am zweiten Schlachttag per Eisenbahn nach Wafangou gebracht worden; sie verließ den Bahngang und begab sich sofort in den Kampf. Abends mußte sie sich zurückziehen und Tags darauf erkrankte die Hälfte der Mannschaft und ein Offizier dieser Kompanie an Brechdurchfall, sodas überausliche Gemüter schon an Cholera dachten. Zum Glück erholten sich die Erkrankten nach einigen Tagen wieder. Unsere Genietruppen sind allerdings von jeher mit allem glänzend versorgt; viel schlimmer steht es damit bei der Infanterie aus: in vielen Bataillonen läßt das Schwert schon gar manchen zu wünschen übrig, einzelnen Truppsenteilen mangelt es gänzlich an Spiritus und Branntwein, die Feldbatterie bei Wafangou hatten so gut wie gar kein Dynamit — eine nette Vorsehung bei den zahlreichen Fällen von Durchfall.

Am aller schlimmsten steht es mit der Ausrüstung unserer Soldaten aus, die, rund herum gesagt, keinen Groschen wert ist. Das Wasser läuft einem ordentlich in den Mund zusammen, wenn man auf dem Schlachtfelde die Kleidung, das Schuhwerk, den Kragen eines gefallenen oder gefangenen Genossen Japaners sich näher betrachtet. Wie lange werden wir Russen dem alten Schlenker noch buldigen? Als ich vor einigen Jahren mit meiner Batterie im Kaukasus stand, da hatte unser alderherrlicher Artilleriechef, der ebenso gelehrte wie tapfere General Baumgarten, einen Befehl erlassen, jeder Soldat müsse von der Batterie aus mit einer Schladede, einem Kalen, einem Handtuch, einem Spatz und einem Tschelack versehen werden. Das Geld dazu war reichlich vorhanden aber — du grundgütiger Himmel! — was für ein Anstrich entstand da nicht nur in den Reichen der „Alten“, die den russischen Soldaten am liebsten im dreifigen, formlosen grauen Mantel der nichtigen alten Nikolai-Zeit sehen würden, sondern auch unter den jüngeren überausreichen Kameraden, die unseren Soldaten im Pagen-Korps und in den Petersburger Selons „studieren“! Alles grobkot und brammte. „Der russische Soldat auf einem Kalen schlafend!“ tief höhnlisch lachend der eine aus. „Der russische Soldat soll nicht mehr in patriarchalischer Weise seine fünf Finger in die Fingerringe schließeln versehen, sondern gierlich mit eigenem Einlauf und Tschelack hantieren! Warum nicht gleich auch Serviette, Zahnbürste und Mundpulver?“ so witzelte gütig ein zweiter. — Kurzum, der gute Baumgarten richtete schließlich nichts aus und starb als pensionierter General und von allen vergessen und verlassen. — Wie oft muß ich jetzt an den trefflichen alten Genen denken, wenn ich anfer, wie ein Pöfel beladenen, gebüdet, ungewaschenen, vergämten, im Reide schlecht verpflegten Soldaten sehe und ihn mit dem flotten, zu

friedenen, wie ein sauberes Spiegelglas aussehenden Keinen Japaner vergleiche. Wie vieles wird dabei mir und so manch anderem ruhig blickenden Kameraden klar!

Aus aller Welt.

Ein mildes Urteil. Vor dem Kriegsgericht der 38. Division in K a u m b u r g hatte sich der Bismarckmeister Anton Kalla von der 2. Batterie des Artillerieregiments Nr. 55 zu verantworten. In einer kalten Winternacht kam Kalla, wie der „Bismarck“ berichtet, angeheitert nach Hause. Er lag sich auf die Wette, ging er auf eine Rekrutenstube, forderte die Leute auf, sofort anzufassen und ihm nach dem Korridor zu folgen. Im Gemüde und barfuß mußten dann die Rekruten Marsch- und Beendebewegungen ausführen. Das Gericht schätzte diese Tat mit vierzehn Tagen gefänglicher Arrest. Der Unteroffizier Karl Ribatsch von derselben Batterie ist ein Meister in der Soldatendressur. Schon als Rekrute mußte er den Rekruten das Leben so schwer wie möglich zu machen. Von den Rekruten verlangte er, daß sie sich im Gemüde auf den Schmel stellen und mit zwei gefüllten Wasserkrügen in den Händen auf den Boden machten, bis sie zu f a m m e n k i n d e n. Ein Andermal mußten die Rekruten seiner Stube barfuß und im Gemüde auf den Hof marschieren und mit den Händen einen Kasten voll Schnee füllen. Diese Arbeit mußten sie vielmals wiederholen. Jedesmal, wenn der Kasten gefüllt war, mußten sie nach der Stube zurück und dann wieder hinaus. Später ließ Ribatsch als Unteroffizier die Rekruten im Pferdehals den Düngr mit den Händen aus den einzelnen Pferdehäuten a u s r ä u m e n. Strohhalm, die aus den mit Schnee bedeckten Misthaufen hervorluden, mußten die Soldaten mit den Fingern herausziehen und sammeln. Wenn er den Soldaten eine besondere Fektion erteilen lassen wollte, kommandierte er sie in den Pferdehals, und hier schlugen die alten Mannschaften erbarungslos auf die Rekruten ein. Damit die Rekruten sich nicht „damus schlafen“ sollten, trennte M. ihnen in ungehörigster Weise die Röhre der Kleidungsstücke auf, und wenn sie bis in die Nacht hinein gefickt hatten, mußten sie an sein Bett kommen und die Sachen bereinigen. Zwischen den Betten stehend, mußten die Leute im Finstern die Stiefel schmieren und weich reiben. Dazu fehlte es nicht an Kanpfen und Pöfeln. Dieser Menschenschinder, der von seinem Hauptmann die Zensur „Recht gut!“ bekam, wollte sich an nicht mehr erinnern, weil die Fälle aus den Jahren 1899 bis 1901 datieren. Durch einen zur merde entlassenen Kanonier kamen die Sachen zu Ohren der Bismarck. Seitens der Bismarck wurde verlangt, daß der Kanonier, der die Anzeige erstattet hatte, gefragt werde, ob er Sozialdemokrat sei. Das Kriegsgericht lehnte aber diese Fragestellung ab. Das Urteil des Kriegsgerichts lautete auf sechs Wochen Mittelarrest.

Beide haben sich durch langjährige agitatorische Tätigkeit große Verdienste um die Partei erworben. Glücklich mußte dafür in der letzten Zeit der Partei danken. — Das ehemalige nordische Delegationsmitglied hat den Verlust von zwei seiner wichtigsten Organisationsleiter zu beklagen. Am 23. März starb am 4. Januar der Genosse Haal Mannheimer, und am 3. März Genosse Toelae in Wandsbeck. Beide Genossen verfügten über ein vorzügliches Organisations-talent, verbunden mit einer unerschütterlichen Arbeitskraft und Arbeitslust. Am Schluss des Jahres, in der zweiten Morgensunde des 28. Juli, starb Genosse Kessler, 72 Jahre alt. Mit ihm verliert die Organisation der freien Gewerkschaften ihren bedeutendsten Führer. — Noch eine Reihe anderer weiterer und tapferer Genossen, die auch in kritischen Zeiten ihren Mann standen und nun nicht mehr unter und weilen, sind zu nennen. So Genosse Jakobus-Nambura. Weiteren Reihem bekannt als Hauptfahrender der Tüchtler-Konten- und Steuerliste, Genosse Decker, der 62 Jahre alt, in Frankfurt a. M. verstarb. Decker verstand es meisterlich, den Spürnasen der Schnüffler unter dem Sozialistengesetz „manche Nase zu beugen“. Ihnen reihen sich an Müschke in Dresden und Dullens in St. Ingbert, der stets in launiger Weise in seinen Berichten an den Vorstand die lazarischen Verhältnisse zu geißeln verstand. Des weiteren Gottlieb Winter-Stuttgart, 60 Jahre alt; Andreas Braun, 64 J., u. einer der bekanntesten Genossen Magdeburgs, Kolporteur der „Mitteltage“, den ein Herzschlag hinwegraffte. — Witten in der Ausübung seines Berufs wurde der Genosse Walter-Oberfeld am 26. März auf der Straße vom Blutigen besallen, von dessen Folgen er sich nicht wieder erholen sollte. — Durch die Drangsalierungen unter dem Sozialistengesetz gezwungen, sich eine neue Heimat zu gründen, hielten die Genossen Leopold-Werlin, Jakobus-Nambura und der Schuhmacher Kürschner-Dambura den brennendsten Stand den ihnen selbst geschüttelt. Alle drei sind verstorben, aber jedem derselben steht unser Parteiorgan, die „Republik-Vollzeitung“, das ehrende Zeugnis aus, stetig und unerschrocken für die Partei- und Gewerkschaftsbewegung bis an ihr Lebensende gemittelt zu haben. Soweit die Sozialdemokratie in Betracht kommt, ist der künftige Name ein geachteter.

Die Parteilage in Oberschlesien und Polen.

(Aus dem Bericht des Parteivorstandes 1904.)
Nach fast achtjähriger Tätigkeit im ober-schlesischen Industriegebiet, trat Genosse Dr. A. ... in die Redaktion des „Stettiner Volksboten“ am 1. Juli v. J. ein. Nach einigen Tagen stand jedoch leider die Tätigkeit still, das Genosse Winter an hochgradiger Nervosität erkrankt war und dringend der Ruhe und Erholung bedurfte. Die Erkrankung des Genossen Winter erklärt und entschuldigt alles, was in die letzte Zeit seiner ober-schlesischen Tätigkeit fiel und von vielen Seiten Anrechnung erfuhr. Bis zu seinem Abgang aus Oberschlesien hatte Genosse Winter sowohl als Revolutionskämpfer der General-Kommission wie auch als solcher des Parteivorstandes die Aktion und Organisation für die Gewerkschaften und für die Partei betrieben. Nach dem Weggang des Genossen Winter trat sofort eine Lücke des Arbeitsgebietes ein. Die General-Kommission ernannte am 1. Juli ein nur von ihr ressortierendes Sekretariat mit dem Sitz in Ratiboritz. Sollte das in langjähriger, mühsamer Arbeit Aufgabengebiet für die Partei nicht verloren gehen, mußte ein Nachfolger Winters gesucht werden. Unter den Bewerbern befand sich Genosse Franz-Breslau, der vom Parteivorstand abgewählt wurde. Da Genosse Franz in Breslau noch eine alte Rechnung von zwei Monaten Gehalts zu begleichen hatte, konnte er erst am 1. Oktober seine Tätigkeit auf dem neuen Posten aufnehmen. Franz ist ein sehr tüchtiger Arbeiter in Ratiboritz. Eine bereits am 8. November abgehaltene Konferenz der Genossen des Industriegebietes, die nach Lage der Sache auf überreichlichem Boden abgehalten werden mußte, brachte eine engeren Anknüpfung der Genossen an Stande. Es wurde beschlossen: die Konferenz deutscher und polnischer Genossen der Gewerkschaften einzuladen, den alten Streit untereinander fallen zu lassen und in Zukunft nur für die Interessen der Sozialdemokratie einzutreten.
Dieser Schritt hat Beachtung gefunden und in der Folge haben sich die Parteiverhältnisse des ober-schlesischen Industriegebietes merklich gebessert; sind nämlich auch noch keine nennenswerten Erfolge zu verzeichnen, so sind doch Verbindungen angebahnt, die eine gezielte Entwicklung der Parteipropaganda hoffen lassen.
Nächst Genossin aus der Provinz Polen zu berichten, sind wir leider nicht in der Lage. In der Stadt Polen steht die Parteibewegung merklich zurück gegen die Bewegung anderer Städte der Provinz. So zum Beispiel weiß Bromberg eine gute und auch auf gezielte Bewegung an. Hier arbeiten alles, was Intelligenz besitzt, in einem Einvernehmen, während in Polen die Rivalität der weniger aufgestellten Genossen untereinander ein gemeinschaftliches Band in Form haben bisher vereitelt hat.
In gleicher Stellung mit Genosse Winter in Oberschlesien, befaßt sich Genosse Gogowski in Polen. Er fand jedoch aus der vorerwähnten Ursache wenig Unterstützung. Um geordnete Parteiverhältnisse in die Wege zu leiten, fand im Oktober unter Mitwirkung des Parteivorstandes eine Konferenz der Genossen in Polen statt, mit dem Zweck, neben der Untersuchung der Parteiverhältnisse die Stellung des Genossen Gogowski durch Befragung der ihm ob-

liegenden Arbeiten zu befestigen. Die Prüfung der Bücher der „Gazeta Ludowa“ ergab das Vorhandensein von 200 zahlenden Abonnenten, der ansehnliche Arbeitsplan für den Genossen Gogowski, der unter die Kontrolle der Agitationskommission gestellt wurde, fand einstimmige Annahme. Die getroffenen Dispositionen waren jedoch schon bei ihrer Festlegung durchkreuzt. Genosse Gogowski hatte, ohne dem Parteivorstand von seinem Vorhaben Kenntnis zu geben, sich um die Stelle des Sekretärs in Posen beworben, die er erhielt und demzufolge seine Stellung in Posen am 24. Dezember aufgab. Unter zwei aufstrebenden Nennern um die freigewordene Stelle gab der Parteivorstand nach persönlicher Rücksprache mit zwei Mitgliedern der Posenen Agitationskommission dem Genossen M. L. K. den Vorzug unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß die Verwendung eine provisorische sei, die nach Prüfung durch die gesamte Agitationskommission erst eine definitive werde. Genosse Mieslo bezeugte jedoch denselben Schwierigkeiten, die zu überwinden dem Genossen Gogowski nicht gelungen war. Um zu verhindern, daß Genosse Mieslo nicht schon am 1. April wieder die Finte ins Korn warf, wurde im April seitens des Parteivorstandes nochmals der Versuch unternommen, auf einer Konferenz in Posen ein einmütiges Arbeitsprogramm der wenigen Genossen zu erzielen. Da eine Besserung der Verhältnisse nicht eintrat und Genosse Mieslo bestimmt erklärte, seine er-priestliche Tätigkeit in Posen nicht entlassen zu können, seine Stellung aufzugeben. Gleichzeitig beschloß der Parteivorstand, den bisherigen Fiskus an die „Gazeta Ludowa“ vom 1. Juli ab einzustellen. Dagegen erklärte sich der Parteivorstand bereit, vierteljährlich ein in polnischer Sprache gehaltenes Flugblatt herauszugeben und die Kosten der Verbreitung unter den polnischen Arbeitern aus der Parteikasse zu bestreiten.

Verfolgungen.

(Aus dem Bericht des Parteivorstandes 1904.)
Am 8. August v. J. sind drei weitere Opfer des Pöbblers Urteils vom 3. Februar 1903 benannt und in Freiheit gesetzt worden. Es sind dies die Zimmerer Karl Moritz, Johann Gedlich und Karl Wobst, die ca. 4 1/2 Jahre von der über sie verhängten Strafe im Zuchthaus zu Waldheim verhaftet haben. 2 1/2 bzw. 2 1/2 Jahre sind den Bedauernswerten durch den Gnadenakt erlassen, durch den auch die Einweisung in die bürgerlichen Ehrenrechte erfolgte. Nur bei Wobst sind noch 2 Opfer des Pöbblers Urteils in dem Zuchthaus zu Waldheim. Es sind dies die Banarbeiters Jwahr und Schmieder, die jezusamt zu 10 resp. 9 Jahren Zuchthaus verurteilt worden sind. (Zugewiesen ist auch Schmieder entlassen. Die Red.)

Nach Verbüßung einer zweijährigen Zuchthausstrafe ist am 2. Mai der Genosse Parber aus Ramin bei Neubudow in Westpreußen aus dem Zuchthaus Driesen entlassen worden. Wir sind von der Untildd des Genossen Parber ebenfalls sehr überzeugt, wie von der seines Leidensgenossen Volk in Wismar, dessen Fall wir im vor-herigen Bericht behandelten. Wie Genosse Volk, so wurde auch Genosse Parber wegen Meinerds verurteilt. Der Verurteilung lag folgender Sachverhalt zugrunde: In Ramin hielt eines Sonntags im Dezember 1901 im Auftrag des Reichsvereins der Land-arbeiter Genosse Parber eine juristische Vortragsrede ab in einer Gastwirtschaft. Bei dieser Gelegenheit soll der Wirt während der Rede an Gemeinliche Stellen und Getränke abzugeben haben. Ein Prozeß gegen den Wirt war die Folge. Der Wirt wurde freigesprochen. Genosse Parber, vom Amtsanwalt als Zeuge geladen, soll nun dabei die für die Sache nebenläufige Aussage, daß er einen Teller Pflaumenkompott bei einem Bekannten gegessen habe, bevor er in die Wirtschaft gegangen sei, der Wahrheit gegenüber abgegeben haben. Die Staatsanwaltschaft behauptete, Parber habe die Worte erst bekommen, als er aus dem Wirtshaus zurückkehrte. Diese Behauptung fand nur eine Stütze in den wiederholt abgeänderten Aussagen einer alten Frau. Das genährte, um Parber wegen Meinerds zu verurteilen. Genosse Parber hatte bei seiner Entlassung für die aus-gelassenen Freiden den Trost, daß ihm die bewillkommene Genossen der alten treuen Kampfgemeinschaft beistehen, die ihnen auch die Pflicht auferlegt, ihm die erlittenen materiellen Verluste vergelten zu machen.

Am 21. Oktober v. J. feierten wir das 25-jährige Jubi-läum des Erlasses des Sozialistengesetzes. Das Ausnahmegeretz, erlassen, um die deutsche Sozialdemokratie mit Stumpf und Stiel auszuwischen, wurde die Ursache zu einem Zusammenbruch der Parteiführer in einer Weise herbeiführte, wie vor-dem durch die peinlichst ausgearbeiteten kaiserlichen Sagen und Vorschriften nicht zu erreichen war. Die ersten Schläge, die nach dem Erlaß des Gesetzes fielen, brachten die Auflösung aller sozial-demokratischen und sozialdemokratisch orientierten Vereine. Und sozial-demokratisch auch zu sein, dazu gehörte nicht viel. 362 Vereine verfielen der Auflösung, 1200 Druckschriften wurden verboten. Auf Grund des über die Städte Berlin, Hamburg, Altona, Harburg, Leipzig, Braunschweig a. M., Hanau, Offenbach, Straßburg, Eisenach und ihre Umgebungen verhängten sogenannten kleinen Verlesungs-gesetzes wurden 503 Personen ausgewiesen, darunter 501 Arbeiter mit 973 Kindern. Die Strafliste während der Dauer des Sozialisten-gesetzes wuchs auf 119 Jahre, 5 Monate und 13 Tage Unterdrückungs-

haft Gefängnisstrafen von 731 Jahre, 6 Tage aus, ohne Anbünd auf Vollständigkeit zu erheben. Je härter die Schläge fielen, je rücksichtsloser die Verfolgungen einsetzten, um so ohermütiger und oherberdiger wurden die Genossen, deren freiwillige Disziplin die Grundlage der Erfolge bildete, die in jeder Wahlperiode vom Jahre 1881 ab in stetig steigenden Wahlsifften Ausbund fanden. Das Mittel, mit dem die Sozialdemokratie zu Vaaren getrieben werden sollte, wurde ein Agitationsmittel, wie es sich besser und nutzbringender die Partei nicht wünschen konnte. Deshalb war der Tag der fünfundsanzwanzigjährigen Wiederkehr des Erlasses des Sozialisten-gesetzes wert, unter die Jubiläumstage in der Parteigeschichte auf-genommen zu werden.

Neue Geschichten aus einer kleinen Garnison.

Nach Jorbach kommt jetzt Meiningen an die Reihe. Enthüllungen über die dortigen Garnisonverhältnisse stehen jetzt bevor, und wieder ist es einer von den Wissenden — ein Leutnant des dort stationierten 32. Infanterie-Regiments —, der den Schleier von den Geheimnissen des Meiningen gesellschaftlichen Lebens zieht. Wir haben bereits kurz über diese neue Garnisonaffäre berichtet; Leutnant Hemmann, der Autor des Buches: „Carries Riefe an ihren Freund. Erfahrungen einer kleinen Amerikanerin in einer kleinen preussischen Garnison“, hat das ganze Unheil angerichtet. Der Offizier hat sich, wie wir ebenfalls mitgeteilt haben, als Autor des Buches bekannt, seinen Absicht jedoch nicht eingereicht. Für den zu erwartenden Prozeß ist das Kriegsgericht der 22. Division in Kassel zuständig. Leutnant Hemmann ist mit einer sehr vermögenden Amerikanerin verheiratet; in seinem Buche schildert er das Milieu so genau, daß die Leser sofort wissen mußten, mit der kleinen preussischen Garnison könne nur Meiningen gemeint sein. Die Braunschweiger „N. N.“ wissen über den Roman folgendes zu berichten:

Der Verfasser ist, wie schon oben angedeutet, ein sehr gut situiertes Mann und, wie es scheint, braver Charakter. Er war zu einer auswärtigen Voidschaft (Rom) abkommandiert, er kehrte im September 1903 jedoch von dort in sein Regiment zurück. Nur einige Episoden aus dem in Briefform geschriebenen Roman: Auf der Heimreise ereignete sich in Herbesihal ein kleines Intermezzo, das für die Gründlichkeit der deutschen Zollbeamten spricht. Der Offizier hatte seine Uniform, die er in der Abschiedsaudienz beim König getragen hatte, im Koffer, und die Metallspitze des Helmes war abgeschraubt. Der Beamte verlangte infolgedessen Verzollung des Helmes, da dieser ohne Spitze nicht als Uniformstück zu betrachten sei. In der neuen Garnison angekommen, findet sich die Gattin des Offiziers bald in Konflikt mit dem Oberst des Regiments, der alles „fremdländische“ hat. Dann schildert die „Amerikanerin“ ihre Beobachtungen bei Privatgesellschaften der Offiziere, den „Kommis-Bekos“, wie sie diese nennt, bei denen der Kaiser über den lieben Nächsten das Hauptthema der Unterhaltung abgibt.

Der Verfasser kommt dann auf die anscheinend auch in Meiningen bestehende Kluft zwischen Adel und Bürgertum in der Armee zu sprechen; für den Herrn Oberst schiene die Welt erst mit dem Baron anzufangen. Ferner kritisiert er die Moral mehrerer seiner Kameraden. Einer, ein großer Kinderfreund, ladet häufig Kinder aus seinem Bekanntenkreise ein, um sie mit Schokolade und Kuchen zu bewirten. Die Kleinen werden dann meistens von dem „Kinderfräulein“ begleitet, mit dem der Gattgeber dann gewöhnlich auf einige Zeit zu verschwinden pflegt. Neheliche Dinge werden viel berichtet. Aber — sagt der Verfasser — solange aus solchen Sachen nicht ein öffentlicher Skandal gemacht wird, drückt man beide Augen zu. Besonders scharf kritisiert der Verfasser die all-gemein geübte gänzlich Meinungslosigkeit Untergebenen gegenüber ihren Vorgesetzten. Er sagt: „Der Offizier ist abhängig von seinen Vorgesetzten, deren Ansichten sind maßgebend, und es ist daher natürlich, sich bei den Vorgesetzten so viel wie

Gelderte Kirmes. Die diesjährige Kirmes zu Groß-Heiligen gab, wie aus Straßburg gemeldet wird, zu rechtlichen Veranlassungen. Dieser Tage begann unter den in Groß-Heiligen anwesenden Vergnügern, unter denen sich Angehörige aller Nationen befanden, aus grüßlichster Ursache Streit, der bald sehr heftig wurde und zu großen Ausschreitungen führte. Es bildeten sich zwei Parteien. Die Einwanderten mußten sich unter anderm Wecheln, gingen gegen die Einheimischen, die von den Italienern unterstützt wurden, vor. Die Verlesungen waren auf beiden Seiten sehr heftig. Ein durch Wehrliche Verleser soll, wie man erzählt, getötet sein. Mit Steinen wurden Köpfe und Hüften beworfen und viele Beschädigungen zugefügt. Das dortige Wirtshaus lag die Nacht hindurch in Brand. Am 12. März in der Wirtschaft Peller und verfiel sich ganz ruhig. Um 12 Uhr verließen die Leute die Wirtschaft und kehrten um 3 Uhr zurück. Dann blieben sie sitzen bis zur Dunkelheit. Erst nach der Aufhebung, Georg Käß, früher Unteroffizier bei dem 6. Dragoner, das Zeichen zum Angriff. Den Aufstehenden gelang es die bisher benutzten Waffen nicht mehr. Es wurde mit Dynamit gefeuert. Auf das Dach der Wirtschaft zwei Bomben drei Dynamitpatronen geworfen, von denen aber nur eine explodierten und das Dach zerstörte. Die Familie Peller mußte in den Keller flüchten und hat hier die ganze Nacht zugebracht. Eine 30 Mann starke Besatzung der Gendarmen in der Wirtschaft und Schreien. In die Wirtschaft Jolowalt brachen etwa 40 Mann, nach, ohne ein Wort zu sagen, brachen sie auf die angewandten Gäste, in der Meinung, es seien Franzosen. Die Gendarmen wurde durch ihre Besuche vertrieben, und nach gelang es, einen großen Teil der Besatzung zu verdrängen. Eine 12 Mann starke Besatzung in der Wirtschaft zu verdrängen gelang. Der Wirtshausführer Georg Käß ist flüchtig.

Ein gefährlicher Schatzkammer. Ein schweres Gerüst an der Oberseite der Betsel wurde zusammen, wobei fünf Arbeiter schwere Verletzungen erlitten. — Die Folgen des von uns jüngst gemeldeten Baumfalls in Hamburg sind weit schwerer, als ursprünglich nicht schwer; es sind vier Personen schwer verwundet, davon einer tödlich; beide verletzten die Unfähigkeit, als die Katastrophe erfolgte. Der Straßenbahnverkehr an der Unfallstelle stockt, da der Verkehr durch den herabfallenden Holzmassen gestört ist. Als Glück in anzunehmen, daß der Gerüst während der Rettungsarbeiten, wo die Arbeiter in der Hande waren, einsturz, kein Schaden die Folgen weit schlimmer gewesen sein. Die Polizei hat sofort die Unter-suchung eingeleitet.

Ein gefährlicher Schatzkammer. Am Spiezinger, die in dem englischen Hotel in Ransgum sich am Fuße der Klippen er-gangen, wurden dort von der Polizei verhaftet. Die Frau hing sehr schnell und ein Gefährt der Klippe war, wie sich bald herausstellte, vollständig zerstört. Dazu kam, daß weit und breit kein Boot zu sehen war. Erst als der verunglückte Vater des Mannes bis an die Klippe gelang, wurde man auf der Klippe in Gefahr, und es gelang einem Rettungsboot, die verunglückten Spiezinger über die Klippe in der Hande waren, einzufahren, kein Schaden die Folgen weit schlimmer gewesen sein. Die Polizei hat sofort die Unter-suchung eingeleitet.

Die „Donauzeitung“ meldet: In dem Dorfe Wiffelting bei Oberhofen sind gestern Abend 24 Gebäude abgebrannt, darunter acht Wohnhäuser. Eine Frau erlitt erhebliche Brandwunden. 50 Stück Vieh kamen in den Flammen um.

Seit zwei Tagen breunt der Wald von Fontaineblan in Frankreich. Sechs Quadratkilometer sind bereits abgebrannt. Zwei Regimenter Soldaten wurden hinbeordert um das Feuer zu löschen.

Nachdem nach Mitternacht der Wind nachgelassen hatte, konnte man des vor zwei Tagen ausgebrochenen Feuers Herr werden. Der Dampf erstreckte sich auf eine Fläche von 5 Kilometer Länge und 500 Meter Breite.

Wannental. Bei einem Neubau im Kieler Stadtteil Wyl Hingst, wie die „Kieler Neuesten Nachrichten“ melden, die ganze Vorderfront ein und begrub 7 Bauarbeiter unter sich, die sämtlich mehr oder weniger schwer verletzt wurden. In einem Neubau in der Frankfurterstraße stürzte, demselben Tage zufolge, eine Mauer ein. Ein Mann erlag sofort einem Schädelbruch und war sofort tot. Zwei andere Personen kamen mit Verletzungen davon.

Der Neuzugler Paul Kaiser ist, dem „Bozländerischen Anzeiger“ zufolge, infolge eines am letzten Sonntag beim Rennen um den Großen Preis von Bozen erlittenen Sturzes gestorben.

Von einem geheimnisvollen Mordverbrechen am Conner See wird unter dem 10. August aus Como berichtet. In diesem Tage hörte die Polizeidirektion von Silvio auf der oberhalb des Sees gelegenen Bergstraße laute Schreie. Als sie hinzueilten, fanden sie am Rande des Abgrundes einen Mann, der mit einer jungen Frau rang und offenbar die Absicht hatte, sie in die Schlucht zu werfen. Sie befreiten die Frau, konnten aber nicht verhindern, daß sie selbst hinunterfiel; der Mann wurde gefangen. Es konnte bald festgestellt werden, daß die Frau eine 27 Jahre alte Schenkerin oder Schenkerin aus Paris ist; sie heißt Camille Schödel und ist gewöhnlich noch die Gattin eines in Paris lebenden englischen oder amerikanischen Journalisten namens William Guberton; ihr Mann hat sie jedoch aus dem Hause gejagt und soll gegen sie bereits die Scheidungsklage eingeleitet haben. Am Conner See lebte sie in einer Villa zusammen mit einem aus Rom kommenden Mann, namens Marco Fos, der angeblich ihr Schenker gewesen sein soll. Fos war es, der sie in den Abgrund zu stürzen ließ, wäh-

